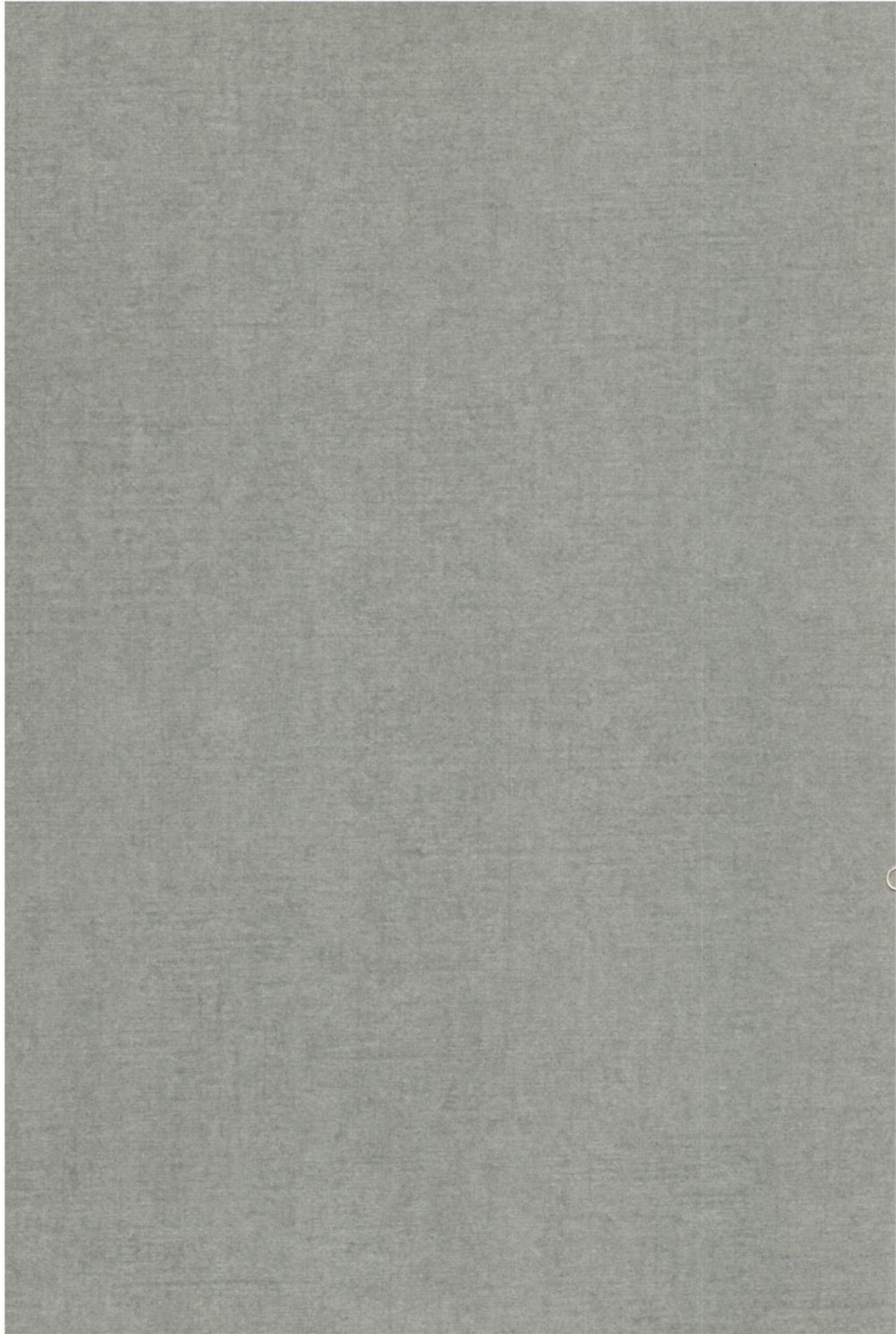


SAARBRÜCKER
HEFTE

HEFT 27 SAARBRÜCKEN 1968



Die Herausgabe des vorliegenden Heftes
ist wesentlich gefördert worden durch eine finanzielle Zuwendung
der saarländischen Sparkassen
und der Landesbank und Girozentrale Saar

SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 27 1968



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

INHALTSVERZEICHNIS

5	HERMANN PIES In memoriam Friedrich Margardt
7	WERNER HELWIG Weg und Werk Karl Christian Müllers — Auskunft eines Freundes
23	WOLFGANG GÖTZ Wahrheit und Wahrscheinlichkeit — Zu einigen Trompe-l'oeil-Bildern im Saarlandmuseum
33	ERNST CHRISTMANN Von Wolfsgalgen und Wolfsbalgträgern
39	CARL BÜCH Gersweiler Kriegschronik 1870
57	ALFONS KOLLING Jagdschloß Karlsbrunn
65	WALTER PETTO 250 Jahre Jägersfreude — Die Anfänge einer Industriesiedlung
75	JOACHIM KRAUSE Bleibt die einzige saarländische Musikbücherei erhalten?
85	DIETER HEINZ Wilhelm Heinrich zum Gedenken — Gedanken am 24. Juli 1968

MITARBEITER: Prof. Dr. HERMANN PIES, 66 Saarbrücken 1, Bozener Straße 15 / WERNER HELWIG, Schriftsteller, Moillesulaz b. Genf / Dr. WOLFGANG GÖTZ, 66 Saarbrücken, Universität, Kunsthistorisches Institut / Prof. Dr. ERNST CHRISTMANN, 675 Kaiserslautern, Ebertstraße 78 / CARL BÜCH, Kaufmann i. R., 6606 Gersweiler-Saar, Hauptstraße 54 / Landeskonservator Dr. ALFONS KOLLING, 66 Saarbrücken, Staatliches Konservatoramt / Studienrat WALTER PETTO, 66 Saarbrücken 3, Kohlweg 54 / JOACHIM KRAUSE, Leiter der Staatl. Musikbücherei Saarbrücken, 6606 Gersweiler (Saar), Brunnenstraße 10 / Dipl.-Ing. DIETER HEINZ, Architekt, 66 Saarbrücken 1, Spicherbergstraße 73.

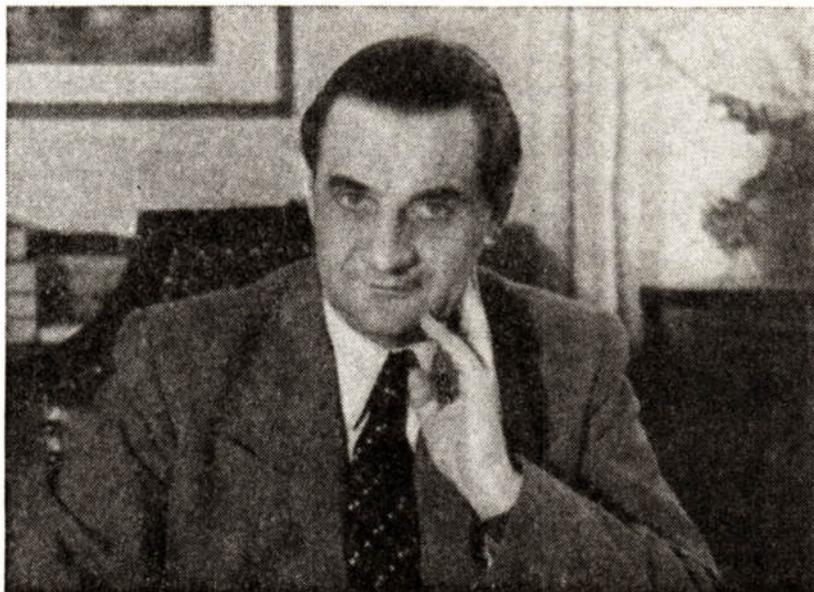
Klischees stellen dankenswerterweise zur Verfügung: Abb. 5 der Schriftleiter der Monatsschrift „Saarheimat“ / Abb. 18 der Direktor des Saarland-Museums.

Die „Saarbrücker Hefte“ erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spicherbergstraße 73 / Herausgeber: Kulturstadt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes: 3,- DM / Abonnementspreis: 2,50 DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 66 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 2 82 64, und vom Kulturstadt der Stadt Saarbrücken, 66 Saarbrücken 3, Großherzog-Friedrich-Straße 6, Tel. 20 14 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken.

Am 4. Mai dieses Jahres 1968 wurde uns der stellvertretende Schriftleiter dieser Zeitschrift, Stadtdirektor und Stadtschulrat i. R. Friedrich Margardt, durch den Tod entrissen.

Mit ihm verlieren die SAARBRÜCKER HEFTE nicht nur einen ihrer Freunde und Berater schlechthin, sondern einen Mann, der 1955 maßgeblich an dem Entstehen dieser Zeitschrift beteiligt war und sich seitdem trotz körperlichen Leidens mit ganzer Hingabe für diese Zeitschrift eingesetzt hat.

Professor Dr. Hermann Pies, gleich Margardt Mitautor der SAARBRÜCKER HEFTE, durch jahrzehntelange Freundschaft Margardt verbunden, widmet dem verstorbenen Freund folgenden Nachruf:



IN MEMORIAM FRIEDRICH MARGARDT

Lang, lang ists her, damals, um 1920, war der unvergessene Arthur Friedrich Binz noch im Vollbesitz seiner poetischen Schaffenskraft, und keiner dachte daran, daß ein allzubaldiger Tod seinem frühen Ruhm ein plötzliches Ende setzen würde. Um Binz scharte sich ein kleiner Kreis von jungen Menschen, von Literatur und allen Wissenschaften begeistert, und es gab kein Thema zwischen Himmel und Erde, Gott und der Welt, das nicht in ausgedehnten Besprechungen nach allen Seiten hin diskutiert worden wäre. Engherzige, kleinliche Interessenkämpfe kamen nicht vor, in zwangloser Leichtigkeit, aber auch in verständiger Tiefe, Klarheit und Offenheit wurde all das besprochen, was das Herz bewegte.

Zu den Genossen jener frühen und frohen Tage gehörte auch Friedrich Margardt, und ich glaube, das muß man wissen, wenn man seinen Lebenslauf, herüber und hinüber in dem Streit der Meinungen, verstehen will.

Friedrich Margardt wurde geboren am 30. Oktober 1898 in Illingen, Kreis Ottweiler (Saar). Anfang 1917 bis Ende 1918 war er Soldat an der Westfront. Er besuchte das Lehrerseminar zu Ottweiler und legte dort 1919 seine erste Lehrerprüfung ab. Die zweite Lehrerprüfung folgte 1922 in Saarbrücken, 1923 erwarb er die Lehrbefähigung für den Unterricht im Französischen, 1924 unterzog er sich der Mittelschullehrerprüfung in Koblenz.

Seit 1925 war er Lehrer an der städtischen Knabenmittelschule in Saarbrücken. 1945 wurde er Stadtschulrat, 1949 Stadtdirektor und Dezernent für den gesamten städtischen Kultur- und Schulbereich.

Als solcher war er maßgebend beteiligt an dem Wiederaufbau des kulturellen Lebens nach den Zerstörungen des letzten Krieges im Saarland. Unter seiner Ägide entstanden viele neue Schulen. Der Volkshochschule mit ihren zahlreichen Sparten, wie Hochschulwoche, deutsch-französische Woche und vieles andere, galt seine besondere Liebe. Daneben war er, soweit ihm sein verantwortungsvolles Amt dazu Zeit ließ, schriftstellerisch tätig. Sein besonderes Interesse galt der französischen Literatur, der er zahlreiche Aufsätze, Buchbesprechungen usw. widmete. Gedacht sei auch vor allem seiner Herausgebertätigkeit und Mitarbeit an den „Saarbrücker Heften“, deren Entstehung wir der Initiative Margardts zu verdanken haben. Geehrt wurde er auch durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse.

*

Jeder Mensch lebt sein eigenes Leben und stirbt seinen eigenen Tod. Krankheit überschattete den Lebensabend Friedrich Margardts. 1962 trat er in den Ruhestand. Am 4. Mai 1968 endete sein arbeitsreiches Leben.

Wir schätzten Friedrich Margardt als hochbegabten, tüchtigen, fleißigen, hilfsbereiten Menschen.

Diesen Kranz wollen wir auf sein Grab legen.

HERMANN PIES

Werner Helwig

WEG UND WERK KARL CHRISTIAN MÜLLERS

Auskunft eines Freundes

In einem Chaos von Pro- und Contra-Meinungen vergehen heute unsere Freundschaften, menschlichen Beziehungen, unser Abschiedwinken, das wir ungeliebten Jahren widmen, die hinter uns ins ewig Graue absinken. Für leeren Wahn fließt Blut, erschlagen sich Menschen gegenseitig, wird die Schöpfung geschändet.

Die wenigsten haben geprüfte Vorstellungen von dem, was wirklich geschieht, und ihre falschen Vorstellungen nähren sie mit ihrem Lebensstoff. Jeder Aufruhr, der um irgendwelcher Bereinigungen willen angezettelt wird, zieht Schlimmeres nach sich. Den Obsiegenden fällt das fatale Erbe der Unterlegenen zu. Jeder Unfug, in die Welt gesetzt, zeugt sich selbsttätig weiter. Worte wie Glaube, Liebe, Hoffnung sind nur noch ironisch apostrophiert im Umlauf. Und Gott, was ist aus Gott geworden? Man wirft die Frage auf, und schon mischt sich Hohn hinein.

„Mit uns zieht die neue Zeit . . .“, „Es naht der Tag, da Gott uns Freude schenkt . . .“, „Den Söhnen wird gehören, was unser Geist erstritten . . .“, wer vermag noch dergleichen zu singen?

Es sind die unbemerkten, die lautlosen Anstrengungen, denen Aufmerksamkeit gebührt. Wenden wir uns ihnen zu, bevor sie im Ansturm der modischen Anti-Anti-Begriffe verloren gehen.

Es war in den Ostertagen 1935, als mich der damals 35jährige Saarländer Karl Christian Müller zum ersten Mal in meiner Wohnung in Wiesbaden aufsuchte. Wir hatten schon vorher über Fragen der Bündischen Jugendbewegung korrespondiert. Jetzt stand unsere erste persönliche Bekanntschaft unter dem politischen Unstern der Zeit.

Teut, so nannten ihn die Kameraden, war gerade in dem gescheitert, was er als „juvenis“ mit Hingabe betrieben hatte. Der Jungenbund, den er gegründet und geleitet hatte, war verboten worden. Er war gerade von Heidelberg gekommen, wo eine ihm angebotene Dozentur für Philosophie vom Hauptamt Rosenberg aus politischen Gründen abgelehnt worden war.

Ein Vierteljahr später wurden seine wenigen Schriften verboten und beschlagnahmt. Haussuchungen in seiner Wohnung zur selben Zeit, als wir uns in Capri wieder trafen.

Unsere Altersbezeichnungen sind zu undifferenziert, als daß wir unmittelbar übersetzen könnten, was der Römer unter „juvenis“ verstand. Es ist aber bei Karl Christian Müller nötig, daß man darauf eingeht, denn er selber sieht sein Leben in Altersordnungen. Nicht zufällig heißt sein erstes Gedichtbuch „Kranz des Jünglings“.

In der lateinischen Bezeichnung folgt dem puer, dem Knaben oder Jungen, der adulescens, der Jüngling. Mit diesem ist die Jugend nicht zu Ende. Der Mann des aufsteigenden Lebens bis zum 35. oder gar 45. Lebensjahr, bis zur Lebensmitte, zum Scheitelpunkt des Lebens, heißt juvenis, der mit jugendlicher Kraft Wirkende, der Rüstige.

Was Müller als Jüngling bewegt und erregt hatte, erweist neben dem Gedichtband „Kranz des Jünglings“ das gestaltphilosophische Buch „Die rhythmischen Maße“. Auch seine Dissertation über den Stil der lyrischen Prosa Jean Pauls steht damit im Zusammenhang.

Die letzten Wirbel des ersten Weltkriegs hatten ihn bis nach Rußland entführt und ihn ahnen lassen, was mit den Partisanenkämpfen heraufzog, was dem Krieg an Verwilderung, Verwirrung und Umbruch folgen sollte. Eifrig suchte er die Freundschaft Gleichgesinnter während seiner Studienjahre in Tübingen, München, Bonn und Köln. Neue Freiheit war die Parole der einen, neue Gesetzestafeln die Parole der andern. Eifrig suchte er die geistige Begegnung mit den Dichtern und Künstlern des Expressionismus, aber er griff auch zurück auf Nietzsche, Hölderlin und fand später zu Stefan George. Es ist kennzeichnend, wie sehr im „Kranz des Jünglings“ die Entscheidung für George spürbar wird: Statuarische Strenge in jedem Gedicht, und alle zyklisch einander zugeordnet wie die Teile eines Templums. Bestärkt hatte ihn darin nach der Beendigung der Studienjahre die Begegnung mit Freunden in seiner Heimatstadt, die anstrebten, sich in einem neuen Gemeinsinn zu finden.

Das Gesetz als Gestalt, bei George wie bei Hölderlin maßgebend, ist auch bei Müller Ausgangspunkt, im „Kranz des Jünglings“ wie in „Die rhythmischen Maße“.

Und doch zeichnet sich in der Grundhaltung schon eine Distanzierung von George ab. Nicht die gestaltende Person schafft das Gesetz, sondern das Gesetz beruft die Person zu ihrer gewissen Gestalt. In Konsequenz dessen wird Hölderlin wichtiger.

Ein neues Gestaltungsgesetz verbannt den Endreim. Bei einigen Gedichten wird noch ein „Brückenreim“ versucht, d. h. die Sonanz des Schlußwortes einer Zeile wird von einer Assonanz am Beginn der nächsten Zeile beantwortet und reißt so die Bewegung der voraufgehenden Zeile in die nächste hinein.

Ein Beispiel:

„Bedachtest du, was du beginnst?
sinnst du nicht darüber, was du verlierst?
wirfst deinen Leib ins ungewisse.
Wird diese Gebärde dich nicht zerstören?“
....“

So konsequent dieser Gedichtzyklus geschrieben ist und so klar er sich ordnet, er bleibt doch nur Auftakt. Die Gestaltinventionen gehen einen mühsameren Weg als die Gestalterkenntnisse. Fast sprunghaft gelingt die Konzeption einer neuen Ordnungs- und Gestaltidee, besser gesagt: gelingt die Entdeckung der kategorialen Gestalten und ihrer Seinsweisen, gelingt es zu erkennen, wo heute eine geltende Gestaltungsweise ihr Ende findet und eine neue anhebt.

Die Gesamtkonzeption einer Gestaltlehre als Ordnungslehre fernab jeder subjektivistischen Aesthetik verbirgt sich in der ersten abgeschlossenen Betrachtung noch in einer Darlegung des Rhythmus als einer besonderen Gestalt mit eigenem, authentischem Gesetz, als eines eigenen „Wiesens“ der Dinge, beschränkt sich auf den Sprachrhythmus, setzt ihn aber in Bezug zu den kategorialen Gestaltweisen, die von Müller als „Prägen“ bezeichnet werden, deren eine der Rhythmus ist. In der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“

wurde von dieser Arbeit gesagt, daß sie zwar mit einem überraschenden Anspruch auftrete, diesem Anspruch aber genüge.

„Die rhythmischen Maße“, konzipiert mit zwanzig Jahren, mit 23 als Prüfungsarbeit eingereicht, erschien einige Jahre später als Buch. Zu anspruchsvoll im Fachwissen, wurde es wenig beachtet und ist heute fast vergessen. Doch fand es Zustimmung bei *Leopold Ziegler* („Gestaltwandel der Götter“, „Überlieferung“, „Apollons letzte Epiphanie“). Er schreibt an den Autor: „Was den philosophisch einleitenden Teil angeht, halte ich den Versuch, eine apriorische Ableitung des Begriffes Rhythmus zu geben, für originell und wohl auch für fruchtbar. Dasselbe gilt für Ihre Absicht, den Rhythmus sachlich mit der Gestalt zu verknüpfen, und ich persönlich danke Ihrer Unterscheidung von leiblicher und struktureller Gestalt einige entschiedene Klärungen, von denen ich bedaure, daß ich sie nicht für mein letztes Buch habe nützen können.“ (7. 3. 1925)

Der damals durch sein Buch „Die schöpferische Pause“ weithin bekannt gewordene *Fritz Klatt* äußerte:

„Ihre Arbeit über die rhythmischen Maße habe ich jetzt sorgfältig zu Ende gelesen. Zunächst meinen persönlichen Dank. Es waren mir Stunden stärkster geistiger Zwiesprache. Viele Fragen und Vorfragen, die mich bewegen, haben Sie durch neue Anordnung lösbarer gemacht. Ich halte Ihre Arbeit für einen wesentlichen Beitrag zur menschlichen Formenlehre.“ (15. 4. 1929)

Knappste Darstellung der Müllerschen Grundideen findet sich in „Neue Jahrbücher“, Leipzig 1932, Nr. 5 in dem Aufsatz von Prof. Dr. Heinrich Lützel: Zur Interpretation der Lyrik. Dort heißt es Seite 421 f:

„In den Problemen der Elementarverknüpfung ist die Literaturgeschichte weit hinter der Kunstgeschichte zurückgeblieben. Wo gäbe es in ihr gleich feine und gleich ursprünglich am Objekt gewonnene Kompositionsbegriffe in der Art von Reihung und Stufung, Verklammerung und Durchdringung (Frank, Rave, Brinckmann)? Wie wenig sind die besonderen rhythmischen Möglichkeiten und Gesetzlichkeiten der einzelnen Sprachen geklärt, etwa daß Hölderlins Lyrik unverwechselbar deutsch, die Victor Hugos nur auf französisch realisierbar ist! Am wenigsten aber ist der Zusammenhang von Sprachelementen und Formen der Elementverknüpfung, von undichterischer allgemeiner Sprachart und darauf aufbauender dichterischer Besonderheit der einzelnen Sprachen durchleuchtet.

Auf diesem Gebiet hat Karl Müller die ersten Versuche unternommen, deren Schwächen in der ungeheuren Schwierigkeit und Neuartigkeit der Probleme eine Entschuldigung finden. Er unterscheidet vier „Prägen“, d. h. Aufbauprinzipien der Sprachen. Die kleinste Einheit kann der Laut und die Silbe sein und zwar der Laut entweder als Schallaut (arabisch) oder als Tonlaut (französisch), die Silbe entweder als Silbenumfang (griechisch) oder als Silbenwucht (deutsch). Diese kleinsten Einheiten werden nun zu einem solchen Sprachbau verwandt, daß dieser eben zu seiner Verwirklichung jener Elementarformen bedarf. Die lauthaften Sprachen sind ihrem Wesen nach schichtig: Schicht-Aneinanderreihung des Gleichförmigen, die silbischen Sprachen leibhaft: Leib-gegliedertes Ineinander. Nun kann aber das Aneinander der Schicht von doppelter Art sein: fließend wie eine Welle, geordnet wie eine Wabe. Die schichthafte Sprache, die Gleichförmiges in bestimmter wiederkehrender Ordnung aneinanderreicht mit fester Grenze, heißt Geord. Die Sprache, die Gleichförmiges in bestimmter wiederkehrender

Ordnung aneinanderreicht ohne feste Grenze, heißt Gefließ. Auch das Ineinander des Leibes kann sich in doppelter Art darstellen: Leib als gegliederte Einheit oder Leib als Bewegungsvollzug. Die leibhafte Sprache, die einfach zur Einheit gliedert, heißt Geplast. Die Sprache, die aus der Bewegung eine gegliederte Einheit wuchthaft entstehen läßt, heißt Gerüttme. Die Schicht spezialisiert sich also in Geord und Gefließ, der Leib in Geplast und Gerüttme. Geord und Geplast sind verwandt als starre Sprachgestalten, Gefließ und Gerüttme als bewegte Sprachgestalten. Aus dem Vorzugscharakter der Sprache – jede Sprache hat alle Prägen, aber eine im Übermaß – folgen die besonderen rhythmischen Erfindungen der einzelnen Sprachen. Das Arabische als Geord bildet z. B. das Ghasel aus, das Französische als Gefließ den Alexandriner (auch die Terzine des Italienischen gehört hierher), das Griechische als Geplast die gegliederte Einheit seiner Strophen, das Deutsche als Gerüttme die in keiner anderen Sprache möglichen freien Rhythmen Hölderlins.

Das rhythmische Leben, das in der Lyrik sich am reichsten entfaltet, beginnt in dieser Untersuchung mit allen Verzweigungen seiner Gesetzmäßigkeiten sichtbar zu werden. Zum Beleg seien vor allem die Hölderlin-Analysen erwähnt; vieles, was früher übersehen oder nicht verstanden, als bloße Marotte behandelt wurde, enthüllt sich von jenen Darlegungen aus als sinnvoll; hier ist wirklich gesagt, warum das „nimmergeglaubt“ in „Versöhnender, der du, nimmergeglaubt, Nun da bist“ nicht fehlen darf und an dieser seiner Stelle stehen muß, warum nach „oder“ ein neuer Vers beginnt in der Abfolge „Denn manches mag ein Weiser oder / Treuanblickender Freunde einer erhellen“. Hier ist an Hölderlin das Aufbauprinzip der deutschen Sprache und ihre kühnste rhythmische Möglichkeit im dichterischen Wort erschaut: „Alle grammatischen Querstellungen und alle Verzahnungen der Verse erzeugen in der Strophe eine Spannung, die die gesamte Strophe zu einer Gesamtwichtung macht, in der jede Einzelwucht in unlösliche Verbindung zu der ganzen gebracht wird, die die Bewegung zu einer leibgestaltigen macht. Eine geordische oder gefließische Strophe schließt sich dadurch zusammen, daß ein bestimmtes Ornament sich knüpft. Im Deutschen bedarf es keiner ornamental Verknüpfungen, die künstlich das Gefüge rahmte. Der Leib muß wie im Griechischen sich selber begrenzen, nicht wie dort durch einen Zusammenbau von plastisch begründeten Gebilden, sondern rein durch Spannungen“ (Seite 114).

Nicht von ungefähr war Karl Christian Müller in diese Problematik der Gestalt geraten. Die Schlüsselworte jener Zeit waren „Gestalt“ (als Gestalt, Gestaltwerden, Gestalten) und „Erlebnis“ (als seelische Erregungsmöglichkeit, geistige Empfängnis und Ursprünglichkeit) und in nietzschischer Sicht die mythische Polarität von Apoll und Dionysos.

Er empfand die Vereinsamung in einer Welt der fortschreitenden individualistischen Persönlichkeitsgestaltung, die immer ohnmächtiger wurde gegenüber dem Hereinbrechen der technischen Personfremdheit, als Last. Das O Mensch-Pathos des Expressionismus hatte nichts Rettendes, es erschien ihm ordnungslos, ekstatisch grenzenlos.

Gemeinsinn, der zu gestalteter Gemeinschaft führte, das war eine Hoffnung! Gemeinsinn läßt sich aber nicht willkürlich erregen oder experimentell herstellen. Gestalt läßt sich nie programmieren, nur technische Form.

Überall keimte Erwartung. Dichter boten kosmologische und kosmogonische Visionen (Mombert, Däubler, Schuler, Pannwitz). Mythische Bilder stürmten über das Gefilde realistischer oder sensualistischer Lyrik hinweg. Hätten all diese Schöpfungen wirklich den Menschen erreicht, wären sie stark genug gewesen zu verpflichten.

Karl Christian Müller wählte andere Wege. Seine Gestaltlehre zielte nicht auf Erkenntnis allgemeiner wissenschaftlicher Wahrheit, sondern auf existentielle, auf die Wahrheit seines Augenblicks.

Wo erreicht – so fragte er sich – die „rhythmische Präge“ authentische Existenz, gesellschaftliche oder verbale? Wo erhebt sich Gestalt über das bloß Aesthetische? Wo wird der Tanz in seiner Grundstruktur verändert und zugleich die Kunst der Gebärde? Wo gab es Gemeinschaft, die nach neuem Erlebnis des Gemeinsinns suchte? Es gab nur die von Interessen und Geschäften bestimmte Gesellschaft, die sich mit dem „Kulturgenuß“ begnügte, mit den Darbietungen von Theater, Literatur, Konzert und Museum. Ihr wandte sich der Expressionismus aller Künste entgegen. Eine seiner Äußerungen war die Tanzbewegung, die quasidionysische Züge aufwies. Zugleich gab es die Jugendbewegung, deren Geheimnis vor allem die enthusiastische Gemeinschaft und Naturbegegnung war.

Die tänzerische Welt der Mary Wigman, der Gret Palucca, Georgis und Labans hob verheißungsvoll an. Im Tanz suchte man die elementare Kunst des Rhythmus. Der Tanz wurde als Kunst ernst genommen und zwar nicht nur als Ballettintermezzo, sondern vollwertig, als ein Ereignis im Reich der Musen.

Während dieser Zeit ist Karl Christian Müller Lehrer an der Tanzschule seiner Schwester, einer Meisterschülerin der Wigman. Er entwirft Tänze, verbindet sich mit Rolf Cunz, der die Tanzinsel Fehmarn begründet. Aber dieser Tanzbewegung fehlt der Zustrom des Lebens, das im Ganzen zum Aufbruch bereit ist. Der Tanz bleibt der Bühne verhaftet, vermag nicht ins Publikum herabzusteigen, er ist an einige starke Temperamente gebunden, die ein Sendungsbewußtsein nährt, das mit ihnen erlischt. Heute hat das Ballett wieder das Feld zurückerobert, ist der Tanz ins Unschöpferische zurückgeglitten. War er nur Vorbote oder grenzenauflösende Endzeiterscheinung?

Müller entschied, daß er Vorspiel eines größeren Kommenden sei. Er schuf sich durch Gründung eines Jugendbundes innerhalb der Jugendbewegung, die um diese Zeit, 1929, zu einem neuen Aufbruch rüstete, ein geeignetes Feld für seine Bestrebungen.

Mit Gespräch, Rede, Brief, Lied, Tanz, Spiel, Wanderung, Lagerbegegnung warb er für die große Idee. Er fand Freunde, wie kaum erhofft.

Es war die erregte, überhitzte Zeit der letzten Phase der Jugendbewegung, mit einer heute kaum mehr vorstellbaren Bereitschaft zu geistiger Hingabe. Der scharfzüngige Kritiker dieser Jahre, Harry Pross, sagte über Karl Christian Müller in seinem 1964 bei Scherz erschienenen Buch „Jugend, Eros, Politik“, ein verständnisvolles Wort:

„Müller besaß vielleicht als einziger Jungenführer die Einsicht, wo die deutschen Verhältnisse ihren Platz im globalen Zivilisationsprozeß hatten. Doch bestimmte nicht teut (K. Chr. Müller), sondern tusk (Eberhard Köbel)

die letzten Jahre der Jugendbewegung.“ Tusk und teut waren in der „Deutschen autonomen Jungenschaft“ zu führerischer Einheit verbunden gewesen, bis tusk den Bund ins kommunistische Lager zu drängen versuchte und teut mit der Gründung der „Trucht“ eine Gegenbewegung einleitete. Bald danach waren beide Lager von der siegreichen Nazi-Partei zertrümmert.

Einige Monate nach unserer Begegnung in Wiesbaden kam er mit seiner jungen Frau zu mir auf die Insel Capri. Seine Heimat, das Saarland, war gerade zu Deutschland zurückgekehrt. Die Hochzeitsreisenden lebten in Anacapri, in einer Casa der Donna Graziella über der Blauen Grotte mit dem Blick auf Ischia, just in dem Haus, in dem Däubler zwei Jahre lang lungenkrank gelebt hatte.

Müller war mit einem Stoß Papier gekommen, um vormittäglich an seinem Entwurf einer Kosmologie zu arbeiten. Er hatte sich vorgenommen, „Die rhythmischen Maße“ zu erweitern; die Auseinandersetzung mit Goethes Morphologie, mit der Spenglerschen Kulturmorphologie neu zu wagen. Daß diese Schrift keine Aussicht hatte, veröffentlicht zu werden, wenigstens damals nicht, war ihm klar.

Das Dichterische, meinte er, könnte geistige Wirklichkeiten schaffen. Aber dem standen in diesem Zeitmoment nicht nur die äußeren Umstände entgegen. Er fühlte sich noch nicht reif dafür. Zwei Prosaerzählungen entstanden, die später auf Grund der Fürsprache zweier Freunde erschienen. („Sie suchten eine Heimat“; „Der Bibelschreiber“.)

Er übertrug mittelalterliche Anekdoten, um dem Ideologischen und der rhetorischen Phraseologie zu entfliehen. Als die Einberufung zum Heer an ihn herantrat, wurde er Soldat der Kriegsmarine in Holland, im Baltischen Meer, im Schwarzen Meer und in der Ägäis.

Auf der Insel Santorin, in deren Nähe der Geleitzug, auf dem er diente, zerschlagen worden war, geriet er in Gefangenschaft und wanderte für dreieinhalb Jahre in britische Lager in Ägypten. Erst an den Bittersee, nach El Daba, dann zum Tell el Kebir und schließlich wieder an den Bittersee. Die Erlebnisse, die Sorge für andere, die Auseinandersetzung mit den Geschehnissen beanspruchten ihn völlig.

Und doch ist diese Zeit der Anfang seiner Dichtung.

Hier in Ländern, die die Wüste verschlungen hatte, fielen die weltgeschichtlichen Ereignisse, Ort und Zeit des Erdschicksals so unmittelbar mit der eigenen, persönlichen Stunde zusammen, daß unmittelbare Anschauung des Wahren möglich wurde.

Der Gefangene suchte die Ereignisse und die Nachklänge alter ortgebundener Mythen in Wort und Rhythmus einzufangen. Sonnen-, Licht- und Durstatem der Wüste liehen ihre Macht. Und doch gestand er sich angesichts der Entwürfe ein, daß Fügung und Rhythmus noch nicht dem Anspruch gewachsen waren. Vielleicht konnten erst die Heimkehr, der Anblick der Trümmerwelt zuhause und das Entsetzen davor das hinzufügen, was zur Verwandlung ins Wort notwendig war. Der Verzicht brauchte seine Zeit. Das Gedicht selber mußte hervorbringen, was von Bestand war.

Das Wort Hölderlins „Der Ort war aber die Wüste“ begann in ihm aufzukeimen.

In der Gefangenschaft waren Übersetzungen aus dem Englischen, aus der Zeit von Thomas Hardy bis Aldous Huxley, ebenso von Gedichten der Chinesen (Tu Fu und Li Tai Bo) gediehen.

Als „*Schiff das vorüberfährt*“ erschienen später die englischen, als „*Weißer Wolke*“ die chinesischen Versuche. Alexander Baldus, selber befähigter Übersetzer, schrieb über „*Schiff das vorüberfährt*“:

„Diese Parallelausgabe englischer Gedichte von Thomas Hardy bis Aldous Huxley ist wohl zu wenig umfangreich, um als vollendetes Spiegelbild der Verskunst innerhalb des vergangenen halben Jahrhunderts gewertet zu werden, andererseits aber in der Auswahl selbst und vor allem in der manchmal geradezu unübertrefflichen Meisterschaft der Übertragung zu wichtig und zu wertvoll, um in der Flut ähnlicher Versuche einfach unterzugehen. Mag man im einzelnen noch über die Auswahl der Stücke diskutieren, so darf über die Kraft der Gestaltung selbst keinerlei Zweifel mehr bestehen: Diese Übertragungen sind dem Original ebenbürtig und somit meisterlich.“

Diese Arbeiten gehören zum Wünschelrutengang, zu der Überprüfung und Erkundung des dichterisch Möglichen, wie sie sich manchem Autor aufdrängten, besonders im Zeichen der Fragwürdigkeit aller inneren Erlebnisse nach dem Krieg. Er versuchte sich im „Spruch“, im „Lied“, in elegischen und dithyrambischen Formen. Immer wieder befahl ihn Scheu vor allzu eiliger Aussage, vor den „poetischen Mitteln“, vor der Abnutzung der Worte, vor barocker Überladung, vor dem Pathos, Scheu vor allem, was sich im Parodistischen erschöpft oder in der Travestie stecken bleibt. Die Experimente der modischen Rationalisten, ihre Exerzitien mit sprachlichen Mechanismen, mit Wortstrukturen blieben ihm verdächtig. Vielleicht führten sie aus der Parodie, leiteten aber zugleich ins sinnlos Konstruktivistische.

Eine kleine Sammlung von Gedichten gibt Zeugnis von seinen Stimmungen und Einklängen:

Wünschelrute

....

Hier ist Gebirg, wo sich der Stein
In stummen Strömen löst, wo sich
Der Quell, der schon entsprang, nochmals
Verbirgt, als sei das Licht zu früh,
Die Tiefe noch nicht ausgetauscht.

Und wer hier geht, hört keine Welle. –
Wenn ich die Wünschelrute halte,
Spür ich, wie von verschwiegnen Rinneln
Sie wächst und strömt in blinden Sälen
Der ganz im Karst versiegten Zeit.

....

Es geht hier nicht mehr wie im „Kranz des Jünglings“ um Selbstbegegnungen, sondern um Selbstbewahrung in der Bedrohung durch die negativen Kräfte und Mächte unserer Welt:

Nachdem wir lange mit der Trift der Wellen zogen,
Drängen wir heimwärts alle mit dem unhemmbaren Trieb
Zur Herkunft von Vätern, zur Quelle des Samens,
So wie der Lachs, wenn er sein Jahr verwandert
Im Milchstrom der Meere, aufwärts die Flüsse zieht,
Reißenden Schnellen entgegen und mit den Flossen
Flügelnd über die Fälle, damit er fände den See,
Den hohen und stillen, daß da, woher
Er kam, auch er zeug' und erneure die Art.

„Die Wünschelrute“ ist, titelgemäß, Versuch des Tastens in vielen Richtungen. Die Form wechselt häufig, die Bildwelt ist bunt, die Qualität wechselnd.

Anders der Zyklus „Am Nachtfluß“. Er ist sozusagen der erste spendende Ort, der mit dem Wünschelrutengang erreicht wird.

Der Entdecker folgt seinem Kontur im Gang vom Abend zum Morgen, vom Dämmern über das Dunkel zum Dämmern. Verzweiflung und Hoffnung lösen einander ab. Wandlung bahnt sich an. Es bleibt nicht bei Lamentationen. Unsere Zeit wird durchlebt, bejaht und in ihren Mühen verstanden.

*Am Nachtfluß einsame Lampe.
Ansturm der Eintagsfliegen.
Anprall ans glühende Haus.
Sturz und Taumeln, wieder
Der Anflug bis ins Verbrennen.
Am Nachtfluß einsame Lampe.
Ansturm waltender Sterne,
Fernhin ins Schweigen verjagt.
Flucht und Schwinden, immer
Befrag ich einsamen Lichtkreis.
Am Nachtfluß einsame Lampe.
Fühle am Fuß die gebrochenen Flügel,
Fühl' das Gefängnis des Lichts.
Grelle, Blendung – lichter
Wär' schwarzes Lauschen dem Strömen.*

Diese Nacht ist zugleich vorbereitende Stille. Sie ist ereignisreich und voller Hoffnung. Zwei Gedichte mit verwandtem Bild seien hier zitiert, um den Andrang des Chimärischen zu zeigen und danach das Überschreiten der inneren Nachtgrenze, der Überwindung des Chimärischen.

*Aus den Sümpfen kam er,
Sein Gefolge die Fliegenwolke.
Kein Schritt, kein Tanz,
Alle Spiegel verdüstert,
Sobald er hindurchging.
Gierig, von deinem Blute zu zehren,
Weichen die Fliegen schneller als jeder Schlag.
Nicht jag- und nicht verjagbar,
Unopferbar seine Tiere.
Ihn sah noch keiner hinter der Wolke.
Unbildbar sein Gesicht.
Und opferst du vom Blut,
Sind Seuchen seine Gaben.*

*Die Sümpfe durchwatend,
Den Weg aus dem Nachtreich,
Egel an deine Adern gesaugt.
O, lösten vom Fleisch sich die Dolche!
Nicht von deiner Hand,
Nicht früher, als bis sie
Gesättigt . . . Dann fallen sie
Maulbeerdunkel und reif dir
Vom unbeschuhten Fuß.*

Der Lyriker und Dramatiker Hermann A. Weber dazu:

„Aus dem Konstruktiven von Gedanke und Beobachtung bricht – schimmernd, erschreckend, ja, schockierend zuweilen – die Emanation dichterischer Kraft . . . Die Verse gewinnen ihren ganz eigenen Reiz (Stil) aus merkwürdigen Überschneidungen von sehr Konkretem und verschwebend Hintergründigem, es bleiben gleichsam Lücken zwischen den Lichtern am Nachtfluß, die ahnungsvolle Durchblicke gewähren in das Dunkel, in das Geheimnisvolle der Existenz.“

Ein unverwechselbarer Ton scheint auf. Der Vers ist nicht mehr vom Melos her, sondern so eindeutig rhythmisch bestimmt, daß der Reim entfällt. Der Gedichtbau ist neu geordnet, meist als bipolare Einheit. Auf dahinfließende Strophenfolge wird verzichtet. Vermeidung des Subjektiven nähert das Gedicht dem Spruch an.

Der bald darauf folgende Gedichtband „Blütenleiter“ verweilt in dieser Art des Gestaltens. Aber die Gedichte führen weiter. Während „Am Nachtfluß“ von den kosmischen Ereignissen ausgeht, zeigt die „Blütenleiter“ den Lebensbogen des Menschen in seinem eigenen Gesetz. Sprengt er diese Ordnung, verliert er sich. Jugend und Alter begegnen sich in einer Ordnung, durch die der Lebensbogen bizentrisch wird. Es ist eine Ordnung der Aufeinanderfolge wie im Gedicht selber.

Taubedeckt

Tau hat ihn zugedeckt,
Als er in der Furche schlief.
Nacht hat sein Gesicht gelöscht.
Wind schlich ihm ins Ohr.
Wild hat von seiner Wange
Das feuchte Salz geleckt.
Lager eines Rehs
Sein Abdruck in den schwarzen Furchen.

Forsythiensonnen

Um die Forsythiensonnen
Auf den Gartenhängen
Hat sich die Sonne vermehrt.
Auf den Wegen geht
Ein alter Mann mit Gedanken,
Die er allein zu haben glaubt.
Eingestimmt in die Turmglocken
Osterblumengeläut.
Der alte Mann trägt es
Auf Händen vor sich her.

Schattenwürfe

Zum Wald steigt die Sonne hinab,
Wirft Lampenschein auf die Wiesen.
Die Herbstzeitlosen sind eilig
Um winzige Schatten bemüht.
Gesträuche schrumpfen hinter ihren
Schattenwürfen – alte Frauen
Auf den Stufen ihrer Abendgasse.
Während die Sonne ihr Spiel verläßt,
Ein heimgerufenes Kind, erstaunen
Die Schatten, daß sie nur Schatten begegnen.

Die Reduktion auf Kürze und Kargheit scheint notwendig gewesen zu sein. Aber noch während der Entstehung der „Blütenleiter“ fand der Autor aus dem drohenden Engpaß des knapper und verrätselter werdenden Spruchgedichtes heraus.

Die Kantate „Die Toten von Parga“ war für ihn erster Durchbruch zum hohen Stil der späteren Sandrosengesänge.

Wie bei so manchen seiner Gedichte, ist die Form zweiteilig, bizen-trisch, gelegentlich in Stichomythien dialogisiert. Deswegen nennt sich die Kantate „eine dramatische“. Der dargestellte Konflikt führt zu einer Klimax der Erregung und endet in einer gemeinsamen Handlung.

Die Bewohner der Stadt Parga geraten in Verzweiflung, weil die Friedensordnung der siegreichen Großmächte Europas ihre Stadt wider alles Recht dem Tyrannen Ali Pascha von Jannina zuspricht. Man verabredet sich, zu einer benachbarten freien Insel zu fliehen, nämlich nach Paxi bei Korfu. Aber die Toten aus den Gräbern sollen mit. In ihnen ist die heilige Heimat-erde verdichtet.

Genau hundert Jahre später wird Hellas den enteigneten Boden wieder erobern. Die Usurpatoren weichen. Die alte Heimat wird frei und gehört erneut zu Griechenland.

Sollen nun die Flüchtlinge, längst auf der Insel Paxi heimisch geworden, heimkehren? In gesteigerter Antithetik wiederholt sich der Konflikt. Rückkehren oder bleiben?

Wieder müssen die Toten aus der Erde gegraben werden, auch die in der Fremde gestorbenen, um die Rückkehr zu legitimieren.

Lebende wie Tote bleiben einander so lange nahe, als sich ihr Schicksal gegenseitig bedingen will. Die Toten bleiben der Grund, aus dem sich das Leben der Späteren nährt.

Eine Rückbeziehung zur Vergangenheit versucht Karl Christian Müller in dem Prosabuch „Witz und Aberwitz“ herzustellen.

Es ist eine Sammlung von Anekdoten und Exempeln aus der Zeit von Karl dem Großen bis zum Dreißigjährigen Krieg. Nahezu alle diese Stücke mußten aus alten Chroniken, Historienbüchern, Exempelbüchern aufgespürt und übersetzt oder bearbeitet werden:

„Die Anekdote, eine knappste Form der Erzählung, ähnelt in der Kürze der Fabel und ist ihr darin verwandt, daß sie ein Exempel ist, ein Beispiel, und darum ohne den Bezug auf das Sittliche nicht denkbar.

Die Fabel beruft sich auf die dauernde Kraft des Charakters, die Anekdote aber auf die Entscheidungskraft der geistigen Haltung.

So knapp ist sie auch wie die Ballade und ihr darin verwandt, daß sie jenen schnellen Blitz aus dem Gewölk wirft, daß sie mit dem Falkenauge das sich Regende erspäht, auf das jäh der Vogel niederschießt. Die Ballade wirft den entscheidenden Blitz aus dem Schicksalsdunkel, die Anekdote dagegen den Lichtblitz aus dem Sonnengeheimnis des Geistes.

So gedrängt die Form ist, so sehr ist ihr doch eine große Mannigfaltigkeit gegeben. Zunächst darin, daß sie entweder in einer Aussage, einem Dictum, gipfelt oder in einem Geschehnis, einem Factum. Jede abschließende Aussage (dictum) bezieht sich nicht nur auf ein exemplarisches Ereignis, sie ist auch als Entscheid selber Geschehnis. Ebenso ist jedes abschließende Geschehnis (factum) gleichsam eine Aussage, ein niederfahrender, weiser Entscheid, der einer geistigen Macht, die sich in Tat umsetzt.

.....

Witz ist nicht bloß das Spiel des schnellen Verstandes, der scheinbar Unvereinbares überraschend verknüpft, sondern jene kluge Weisheit des Verständigen, die dem Aberwitz tapfer entgegentritt.

.....

In unserer jüngsten Zeit der Verwirrung, des Massenwahns, der doktrinären Utopien, der Willensdämonien vermag jene Welt, in der Witz und Aberwitz sich faßbar schieden, ein bedeutsames Gleichnis zu sein. Wenn uns eine neue gültige Ordnung beschieden sein sollte, dann sind solche Gleichnisse willkommene Zeugnisse alter Erfahrung. Den Witz und Aberwitz wieder im eigentlichen Sinn zu verstehen und zu empfinden, käme einer Umkehr gleich.

.....

Auch die Erfahrungen früherer Alter müssen bei gegenwärtigen Entscheidungen zugegen sein, wie bei der Jugend die Erfahrungen der Alten, bei den Alten die Erfahrungen ihrer Jugend, so bei Völkern und Kulturgemeinschaften die Erfahrungen früherer Epochen, die ja nie einfach „vergangen“ sind. An dies spurlos und bedeutungslos Vergehende zu glauben, gehört zu den Torheiten, zum Aberwitz unserer Zeit. Nichts Geschichtliches ist völlig verdunstet. Es bleibt unwiderruflich, so einmalig es auch war. Es ist in einen anderen Bezug unseres Lebens eingegangen, hat sich verwandelt. Es sammelt sich an einem der Pole unserer geistigen Welt.“

Als lyrisches Nachspiel zum Anekdotenbuch erschien das Bändchen *„Hügel auf katalaunischem Feld“*. Wieder ist es ein Gedichtzyklus in zwei Teilen, deren erster Gegenwärtiges, deren zweiter Geschichtliches expliziert. Die Dramatikerin Johanna Drewitz schrieb darüber:

„Die Verhaltenheit und Sprödigkeit Ihres Rhythmus braucht Zeit, um zum Klingen zu kommen. Dann aber wird man wie von Schlägen getroffen. Die Identität Ihres Sprachschatzes (ich sage das ebenso ungerne wie: Ihrer Wortwahl) mit dem Rhythmus ist vollkommen. Die Bilder sind körnig, die Farben leuchten dumpf. Mir selber ist die Gruppe „Auf geborstenem Stein“ näher als die Gruppe „Hügel auf katalaunischem Feld“, wenn ich auch hier bewundere, wie sehr Sie alles Balladeske ins immer Gegenwärtige transponiert haben. Mein Lieblingsgedicht „Netze hält er bereit“. Eine Grunderfahrung überzeugend ins Bild genommen. Und der gebrochene Rhythmus, das ist ganz außerordentlich.“ 7. 11. 1965

Netze hält er bereit

In Eis geschlagenes Loch
Sammelt die Fische, die Luft zu atmen.
Sie zu speeren, steht er am Rand.
Bootslampe lockt die Fische.
So bringt er den Fischen ein Leuchten.
Fangnetze hält er bereit.
Ist Irrtum, es zu erschwimmen,
Luft und Atem, Glanz und Schauen?
Augen versteinern, trifft sie der Speer.

„Die Sandrose“, vierundzwanzig Gesänge.

Hier ist nun der „hohe Stil“ mit ganzem Einsatz gewagt. Es ist die Begegnung mit der erfahrenen „Wüste“ in unmittelbarer und zugleich übertragener Bedeutung des Wortes.

Autoren unserer Zeit, in ähnlicher Situation verfangen, offenbarten sich in spezifischen Antworten. Da sind Exupéry, Saint John Perse, Auden, Ezra Pound, T. S. Eliot. Sie gaben ein Äußerstes aus dem Geist ihrer Muttersprache. Vielleicht, daß in der „Sandrose“ ein vom Deutschen her möglicher Beitrag zum schicksalhaften Thema gegeben ist.

Jahrelang hat unser Autor sich auf das Werk konzentriert. Zeit und Orte der Entstehung werden genannt, die drei Lager seiner Gefangenschaft in Ägypten: El Fayid, El Daba, Tell el Kebir, dann die Heimatstadt Saarbrücken, zuletzt ein Ort in Schweden. Die Gemeinde Malung hatte in der Wildmark des Kopparbergläns einen „Dichterhof“ gestiftet. Für einige Monate lebte Müller dort in Klausur.

Wir kennen die Affinität Nietzsches zum Begriff „Wüste“, die tiefe Vorliebe Gottfried Benns für das Spiel mit dem Mythischen, seine nihilistischen Aspekte der Existenz.

Für ihn – wagen wir versuchsweise das Wort – etwas Exceptionelles, ein Abenteuer und sein Scheitern. Zurück bleiben als „Ewiges“ die Formen aus dem Geist der Kunst. Der Einzelne wird ausgelöscht durch das Rückfluten in den mütterlichen Schoß, durch „thalassische Regression“. Er setzt dieses Bild der Geologie als ein mythisches.

Müller unterscheidet sich durch eine entschiedene Umkehr von den beiden andern.

Formen der Kunst sind jenen freies Werk des freien Geistes. Müller möchte sie als Geschenke des Lichtes an den Menschen gedeutet wissen. Geschenke der Musen, die über den göttlichen Nomos der Gestalten wachen. Das Licht hat sein Wesen aus der Sonne, aus der Individuation des Geistes. Die Sonne spendet, erleuchtet, erweckt. Sie ist ebenso die verdorrnde und verdunkelnde, die schwarze Sonne. Als Lebensquelle bedarf sie zugleich des Brunnens, des Trunkes, des Brunnens im Menschen.

Müllers Wüstenepos umschließt eine Kosmologie und eine Morphogonie, knüpft an Anschauungen der mythischen Überlieferung an und gestaltet diese zugleich auf Grund seiner Einsichten und seines persönlichen Schicksals neu.

Wenn man das früheste Werk des Autors, die „Rhythmischen Maße“, zurate zieht, aber auch beherzigt, welche Bedeutung Müller dem Mythischen gibt, erschließt sich der Sinn der „Sandrose“:

„Der Mythos ist nicht etwas, das durch die Rationalität unseres Denkens zum Verschwinden gebracht wird oder gebracht werden kann, denn er ist reine Anschauung des Ganzen in einem Besonderen im Gegensatz zur reinen Abstraktion, die das Allgemeine im Vielen sucht. Es sind zwei Modi der Welterfassung. Der eine Modus ist die Grundlage aller Wissenschaft, der andere der aller Dichtung und Kunst. Beide tragen sich gegenseitig, bedrängen sich aber auch gegenseitig. Beständig erschöpft sich eine mythische Anschauung durch die aus ihr vorschreitende Rationalität. In epochalen Wandlungen, Angelpunkten der Geschichte, muß sich der Mythos deshalb erneuern. Die neue rationale Wirklichkeit selber ist Veranlasser einer vorgeschrittenen Anschauung des Ganzen in einem Besonderen, drängt den Mythos zu seiner Erneuerung.

„Auch das, was sich heute abstrakte Kunst oder Dichtung nennt, zielt auf die reine Anschauung, allerdings nicht auf die des Ganzen im Besonderen, sondern auf die besonderen Individuationen allgemeiner Strukturen, ist also ein hybrides Unterfangen zwischen Kunst und Wissenschaft. Sie offenbart das Erlöschensein der bisher geltenden mythischen Grundlage.

Eine Zeit siegender Rationalität verlangt am dringlichsten nach einer neuen Fundierung in der reinen Anschauung, im Mythos. Hegel, der Vollender rationaler Metaphysik, war der Freund Hölderlins, der zum ersten Mal wieder den Mythos authentisch heraufruft. Hegel selber schrieb ein Gedicht, in dem er das eleusinische Mysterium zur Anschauung zu bringen versucht.“ Im Zusammenklang damit wird das Wort gewichtig, das *Ernst Jünger* in einem Brief über die Sandrose äußerte:

„... Sie gehen da kraft ihrer Sprache auf geradem Wege, ohne nach rechts und links zu blicken, die Kenntnis der Sterne genügt. Mythos, Kosmos, Natur, da finden sich Bilder, die weniger leicht verwittern als das flüchtige Strandgut der Zeit. Trotzdem ist auch die unsere darin. Der Sand, die Kiesel sind andere als ehemals...“

Allerdings das mythisch Wahre ist keineswegs leichter als das rational Wahre zu finden und nicht jeder ist befugt.

Erhart Kästner wiederum, Mitgefangener des Autors in Ägypten, über die „Sandrose“: „Die Bilder machen mir keine Schwierigkeit, wenngleich ich nicht verkenne, daß jemandem, dem weniger Realität hinter diesen Versen steht als Ihnen und mir, der Anschluß nicht leichtfallen mag. Aber ich glaube, daß die Bannkraft Ihrer Verse groß genug ist, um auch dann zu wirken. Ich meine, daß sich der Leser dem Ernst und der Kraft ihres Gedichtes nicht verschließen wird; mit Ernst ist ja gesagt, daß gelebtes Leben hinter ihren Gesängen aufscheint (dadurch unterscheiden Sie sich von viel Manieristischem, das heute wie immer gemacht wird)“.

*

Als Auftakt zu Fortsetzungen dieser summarischen Betrachtungen auf anderen Ebenen und mit andern Mitteln, soll hier ein Brief von *Rudolf Pannwitz*, der sich auf die „Sandrose“ bezieht, ungekürzt folgen. Ihm als einem der letzten Überlebenden des inzwischen bereits klassisch gewordenen deutschen Schrifttums der Jahrhundertwende darf im Zusammenhang mit der hier beschworenen Wortwelt Unfehlbarkeit des Urteils zugesprochen werden:

„Ihre dichtung hat mir einen sehr starken eindruck gemacht. ein ungeheures erleben ist bewältigt. die äußere realität ist aufs dichteste geballt und zu-

gleich vision und symbol geworden. die seele / immer in ihrem zwange / erliegt ihr auch nicht in der verzweiflung / sondern wahrst sich und wirkt sich aus / ja spricht sich vollkommen aus bis zur lösung. die kraft der empfindung und der darstellung ist groß und die wüste überlebendig in ihrem ganzen sein und sinn. Ihre dichtung erscheint mir als etwas neues und einmaliges / nicht etwa als solche aus dem nichts entsprungen aber unabhängig. ich möchte denken, daß das zusammentreffen der engsten enge und weitesten weite und ferner der alten echten welten und unseres daseins-abgrundes sie ermöglicht hat.

möge sie wirkung haben und nicht eine stoffliche oder formale sondern eine komplexe.“

*

Ergänzend seien Zitate aus einer Besprechung der „Sandrose“ und des bald danach erschienenen Buches „Waldsteine“ von Werner Helwig hinzugefügt, die in der Zeitschrift „m“, Nr. 1/68, im März 1968 erschienen ist (Blätter für Jugendbildung, Herausgeber Dr. Fritz Krapp. Südmarkverlag Fritsch KG, Heidenheim/Brenz) (Der Schriftleiter):

„Die Wüste tilgt die gleißnerischen Versprechungen der ‚Zivilis‘ (Brecht), und zwingt uns, nach den verborgenen Wasseradern, den Quellen, den Brunnen im eigenen Herzen zu forschen.

Es ist eine Wünschelrutenexistenz. Die Texte der Sandrose nähren sich aus der Erinnerung daran, ohne das Erlebnis zum Ziel der Aussage zu machen. Im Gegenteil: Die Frucht des Erlebten soll spürbar werden. Mittel dazu ist eine absichtlich klamme Sprache, die mit „verlässlichen“, oft schwierigen Bildern: — „Gewicht des Windes / rieselt den Sand von Düne zu Düne. / Tiefe der Uhr, die keiner füllt.“ — eine Art von Weltlosigkeit statuiert, die den Leser in eine ähnliche Wüsten-Lage versetzen soll, um auch ihm die Überraschungsfunde eines Wünschelrutengängers zu ermöglichen.

„Auf der Feuerpfanne röstet / die Gerste für unser Mahl und knattert / Schmerzlaute. Das Brot verdorrt uns / über dem Essen. Den Trunk leckt die Luft / vor dem Mund fort. Den Napf füllt Sand / der aus der Trombe fällt. Ohne / Knirschen der Zähne kein Biß. Alles / durchrieselt er: Traum, Trauer und Hoffnung. / — Was unsere Augen leerweht, füllt / den Schuh zu schwerem Kothurn, krustet / auf dem Schweiß des Gesichts als Maske. / Nur unser Schrei durchschlägt das tönerner / Antlitz. Mücken füllen den Atem. / Fliegen impfen die Wunden mit Maden. / Der Schritt im Sand geht tote Laute. / Das Herz entfiel uns als schwarze Schlacke. /

Der jüngste Band Müllers (1967) nennt sich „Waldsteine“. In knappen, formelhaften, vom Pathos der Zwanzigerjahre befreiten Feststellungen und Weisungen zum Thema seiner Sprache- und Welt-Auffassung versucht er das heutige „DU“ zu erreichen, das Gegenüber also, sei es jung, sei es alt, ohne das einer, der sich über seine Entdeckungen aussprechen will, nicht auskommen kann. Wir wollen nicht untersuchen, ob dieses für solcherlei Veröffentlichungen vorausgesetzt lesewillige Du auch wirklich gegeben sei. Das ist Glückssache. Im Umschwung der Sphären gibt es immer wieder Überraschungen. Vielleicht, daß den Hoffnungen und Absichten Müllers ein neuer Typus des jungen Menschen entgegenreift, der in den Kraterlandschaften heutiger verbalintellektueller Weltvergrämung nach etwas anderem sucht als interessanten Brandspuren.

Das Buch „Waldsteine“ bietet sich mit vier Ortungen des Themas: „Stirnseiten“, „Geselle dich der kleinsten Schar“, „Bogenschüsse“, „Muschelschalen, Schneckenhäuser“, aus denen sich im Zusammenhang und -klang so etwas ergibt wie „Ansporn“, „Anheimstellung“, „Ziel“, „Kritik“.

Eine der hyperboräischen Weisheiten lautete „Hin- und Gegenbewegung liegen in einer Hand“. In diesem Sinne beginnt die Verkündigung, die Müller aus „Waldsteinen“ löste, mit dem Geheiß: „Sei der du bist. Sei der entspringt.“ Und die meisten der darauf folgenden Sprüche tragen die Spannung der Gegensätzlichkeit bis zur Selbstaufhebung in sich.

Sie sollen zum Nachdenken, Nachsinnen, langsamen Meditieren zwingen. Spruch 16: „Kein Wort lebt, dem du nicht Brunnen bist“, enthält gleichsam die Gebrauchsanweisung und zugleich Eingrenzung des Verständnisses. „Bleibt der Brunnen, bleibe auch ich“, schließt Spruch 21. So ist da viel von Brunnen, Quellen, Quellgründen als Ursprungssymbolen die Rede, ein in der Zeit der Wasserleitungen und ihrer gechlorten Spenden berechtigter Hinweis.

So entstand folgerichtig zwischen Wüste (Sandrose) und Wald (Waldsteine) der Entwurf einer Erfahrungsmetaphysik. Anders als die biogene Rilkes, aber doch eine, die auf Fortsetzung im Material des Lebens, auf Nachfolge erpicht ist. Möge sie ihm zuteil werden. Möge sie uns, seinen teils zögernden, teils zustimmenden Lesern, gelingen.

Grüßen wir ihn mit einem Wort in seiner Sprache: Zwischen Sandrosen und Waldsteinen / ein Rinnsal Weg.“

Schriften Karl Christian Müllers:

Minervaverlag Thinner & Nolte OHG, Saarbrücken:

1. Kranz des Jünglings, Gedichte, 1929, Leinen, 64 Seiten,
2. Wünschelrute, Gedichte, 1954, Leinen, 80 Seiten,
3. Schiff das vorüberfährt: Nachdichtung engl. Gedichte mit Urtext, 1956, Leinen, 80 Seiten,
4. Am Nachfluß, Gedichte, 1961, Leinen, 48 Seiten,

Hermann Meister Verlag, Heidelberg:

1. Witz und Aberwitz, Anekdoten und Exempel von Karl d. Gr. bis zum 30jährigen Krieg, 1963, Leinen, 288 Seiten,
2. Blütenleiter Gedichte, 1963, brosch., 48 Seiten,
3. Die Toten von Parga, Kantate, 1963, brosch., 16 Seiten,

Steinwald Verlag, Saarbrücken (Vertrieb: Südmark Verlag Fritsch KG, Heidenheim/Brenz):

1. Weiße Wolke, Nachdichtung chines. Gedichte, 1965, brosch., 24 Seiten,
2. Hügel auf katalaunischem Feld. Gedichte, 1965, brosch., 48 Seiten,

Voggenreiter Verlag, Bad Godesberg:

Die Sandrose, Gesänge, 1966, brosch., 112 Seiten,

Ferdinand Dümmlers Verlag, Berlin-Bonn:

Die rhythmischen Maße, Gestaltlehre, 1931, brosch., 130 Seiten,

Südmark Verlag Fritsch KG., Heidenheim/Brenz:

Waldsteine, 1967, 70 Seiten, brosch.,

In diesem Jahre wird eine Auswahl von Gedichten, ins Schwedische übertragen von Karl Heinz Bolay, im Zindermans Verlag, Göteborg, erscheinen.

Vergriffen:

1. Sie suchten eine Heimat, Erzählung, 173 Seiten, Leinen, Hausenverlag, Saarlouis, 1935.
2. Der Bibelschreiber, Erzählung, 31 Seiten, brosch., Junge Generation Verlag, Berlin Lichterfelde-West, 1943.
3. Die beiden Diebe, Jungenspiel, brosch., Günter Wolff Verlag Plauen, 1932.
4. Bauer, Dieb, dann Herrscher, Jungenspiel, Günther Wolff Verlag Plauen, 1933.
5. Der Waffenstillstand, Jungenspiel, brosch., Truchtverlag, 1933.
6. Der lyrische Prosastil Jean Pauls, Diss. Köln, 1923.

Herausgeber und Mitarbeiter:

1. Lieder der Trucht, Günther Wolff Verlag, brosch., 43 Seiten, 1932.
2. Der Große Wagen, Jungenzeitschrift, Günther Wolff Verlag, Plauen, 1931-33.

Mitvertreten in Anthologien:

1. Stimme der Westmark, Gedichte, 1934.
2. Saarländische Anthologie, West-Ost-Verlag, Saarbrücken, 1958.
3. Spuren und Wege, Der liter. Verein der Pfalz, Landau, 1957/58.
4. Prismen, Gedichte, Der literar. Verein der Pfalz, Landau, 1961.
5. Das Gedicht, Jahrbuch 1954/55, Christian Wegner Verlag, Hamburg.
6. Saarländischer Almanach, 1965, Minervaverlag Thinnies & Nolte, Saarbrücken.

Mitvertreten in:

1. Werner Helwig: Die blaue Blume des Wandervogels, Sigbert Mohn Verlag, 1960, Kap. 28.
2. Der Turm, Liederbuch, Voggenreiter Verlag, Bad Godesberg.
3. Lagerfeuer, Jungenzeitschrift, Voggenreiter Verlag, Bad Godesberg.

Über den Autor in:

1. Das Saarland, 1958, Verlag Die Mitte, Saarbrücken, Kap. 27.
2. Saarbrücker Hefte, Heft 21 (H. B. Schiff: Lyrik im Saarland).
3. Max Nitzsche: Bund und Staat, Konrad Tritsch Verlag, Würzburg, 1942.

WAHRHEIT UND WAHRSCHEINLICHKEIT

Zu einigen Trompe-l'oeil-Bildern im Saarlandmuseum

Das Saarlandmuseum in Saarbrücken besitzt einige Werke, die in ihrer scheinbaren Absonderlichkeit aus dem Rahmen gängiger Vorstellungen vom Kunstwerk herausragen. Sie scheinen Kuriositäten zu sein, auf jeden Fall aber in gewissem Widerspruch zu stehen zu dem, was unsere Zeit heute als Kunst begreift.

Abb. 5 Die beiden Quodlibets von J. Anton K o e h l von 1788 und 1793 wurden bereits besprochen ¹⁾. Als Charakteristikum gilt es erneut festzustellen: Mit skurrilem Humor und launiger Erzählfreude werden von Koehl episodenhaft Einzelgegenstände verschiedenster stofflicher Strukturen (Spielkarten, Heiligenbilder, Rechnungen, Zeitungsausschnitte, Briefketten, Buchseiten, Zeichnungen und Radierungen, dazu Siegelmarken und Federkiele, selbst Insekten) über die Fläche eines Tisches wahllos verteilt. Das Zufällige des Bildausschnittes wird betont: Die Gegenstände überdecken sich anscheinend sinnlos, Zeitungsblätter sind abgerissen und ausgefranst, Zeichnungen wellen sich, rollen sich an den Ecken ein; ein klarer Bildaufbau fehlt offensichtlich; die Bildränder überschneiden rücksichtslos die Einzelmotive. Und – was besonders wichtig scheint – in der e i n e n Maltechnik des Aquarells werden die verschiedensten Mal-, Zeichen- und Drucktechniken virtuos nachgeahmt; täuschend ähnlich, frappieren die Blätter das Auge. Wir begreifen, daß die Zeit neben der (mehr auf den Bildinhalt bezogenen) Bezeichnung „Quodlibet“ auch jene (die besondere Malweise ansprechende) Bezeichnung des „Trompe-l'oeil“, der „Augentäuschung“, für diese Bildgattung verwandte.

Die Trompe-l'oeil-Bilder gehören in die Gruppe der Stilleben-Bilder; und wenn das Stilleben auch an sich zunächst die Wiedergabe des Gegenstandes in sachlicher Detail-Erfassung erstrebte, so geht doch das Trompe-l'oeil-Bild darin entschieden am weitesten, ja, bis zur äußersten Grenze des Möglichen ²⁾ Zwar gibt auch das Stilleben die Darstellung des Geordneten, der sinnvoll gruppierten Gegenstände (oft mit tiefgründiger Sinnbeziehung, im Vanitas-Bild etwa) bald auf: Jean-Baptiste Oudrys „Taburet de laque“ von 1742 ³⁾ ist nicht das früheste, aber ein besonders aufschlußreiches Beispiel dafür. Doch wirkt auch Oudrys Bild noch immer gestellt, von komponierter Unordnung. Diese Darstellung scheinbar zufälliger Wirklichkeit im Stilleben wird nun im Trompe-l'oeil zum gedrängteren Naturausschnitt komprimiert und künstlerisch akzentuiert als *wirklich* zufällig. Dabei bedient sich der Künstler aller Tricks perspektivischer Darstellung, der Vortäuschung eines Stofflichen und Körperlichen, der perfekten Illusion der dritten Dimension.

Abb. 6 Uns mag es heute scheinen, als ob damit Wesentliches vom Kunstwerk verlorengehe, das Kunstwerk zum bloßen Kunststück, zur artistischen Bravourleistung degradiert werde. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß das Trompe-l'oeil gerade darin den Kunstanschauungen der Zeit völlig entsprach und die künstlerische Bewältigung der Natur wesentlich in einem malerischen Realismus lag, der die Dinge „greifbar“ „natürlich“ in den Blick rückte.

Die Anfänge eines solchen malerischen Illusionismus liegen weit zurück. Im Lateranmuseum in Rom finden sich die Fragmente eines hellenistischen Fußbodenmosaiks aus einem Hause auf dem Aventin. Es gilt seit Plinius' Beschreibung als Nachbildung eines berühmten Werkes in Pergamon: auf einem ungefegten Fußboden liegen Knochen, Obstschalen und andere Speisereste; eine Maus nagt an einer Nuß.

Das Mittelalter kennt Vergleichbares zunächst nicht. Erst mit der Entdeckung der Zentralperspektive wird der Weg wieder frei zu einer raumillusionistischen Malerei. Mit der Freude an der sachtrenen Wiedergabe der Dinge um ihrer selbst willen seit dem frühen 15. Jahrhundert löst sich das Stilleben allmählich aus seiner bisher attributhaften Sinnbeziehung in größerem Bildzusammenhang; es verselbständigt sich zur eigenen Bildgattung.

So wird auch ein frühes Beispiel von Trompe-l'oeil-Malerei bereits für das Jahr 1411 gemeldet: Die Brüder von Limburg (Maler des bekannten Stundenbuches von Chantilly) überreichten am Neujahrstage ihrem Mäzen, dem Duc de Berry, ein kostbar gebundenes Stundenbuch, das dessen ganzes Entzücken erregte. Bei näherem Hinsehen freilich entpuppte es sich als ein täuschend ähnlich bemaltes Stück Holz ⁴⁾.

Hans Holbeins d. J. berühmtes Gesandtenbild von 1533 in London bietet anschaulich jene bezeichnende Mischung von höchster künstlerischer Fertigkeit, tiefen Sinnbezügen und naturwissenschaftlich gegründeter Sehweise: stillebenhafte Treue in der Detailwiedergabe wird nicht nur in der Vorführung modernster naturwissenschaftlicher Geräte und aller Attribute zeitgemäßer Bildung erstrebt; sondern auch in der Betrachtungsweise (dem verzerrten Totenschädel) werden optische Tricks – in unserem Falle: der Blick durch einen senkrecht gehaltenen Glaszylinder – angewandt. Das ergibt ein non-plus-ultra sowohl an naturwahrer Erfassung der Realität wie an – Augentäuschung ⁵⁾.

Das Täuschend-Ähnliche und das Zufällige sind Hauptwesenszüge der Trompe-l'oeil-Malerei. Sie begegnen uns bereits auf einem der frühesten Stilleben der Tafelmalerei überhaupt, dem des *Jacopo di Barbari* von 1504 in der Alten Pinakothek in München ⁶⁾. Es gibt keine Raumtiefe, sondern vor einem gemalten Holzbrett wölbt sich scheinbar dreidimensional „vollplastisch“ das anspruchslose Ensemble von Jagdbeute und Jagdutensilien dem Betrachter entgegen – „greifbar“ nahe, wie der gefaltete Zettel mit der Künstlersignatur rechts unten verdeutlicht.

Abb. 7

Als eigene Tafelbildgattung gewinnt das Trompe-l'oeil hohe Bedeutung vor allem im 17. Jahrhundert und 18. Jahrhundert, und zwar sowohl in der niederländischen, wie italienischen, spanischen, französischen und auch deutschen Malerei. Eigene Spezialisten bilden sich aus, so vor allem H. D. Lemotte (um 1650) oder der zwischen 1670-72 am Kopenhagener Hofe nachgewiesene Flame *Cornelius Gysbrechts* ⁷⁾ oder Antoine Fort-Bras (*Antonio Forbera*) ⁸⁾. Von den beiden letzten stammen u. a. Staffeleibilder: eine Staffelei mit noch unfertigem Bild, aufgehängten Vorlagen, Paletten und beiseitegelegten Pinseln wird als *T a f e l* bild gemalt, aber – wie eine richtige Staffelei – *f r e i* in den Raum gestellt ⁹⁾.

Abb. 8

Gysbrechts malte sogar die *R ü c k* seite eines Tafelbildes: es ist nichts zu sehen außer dem Keilrahmen und der groben Leinwand mit einem aufgehefteten kleinen Nummernzettel! Das Moment der perfekten Täuschung,

die rein artifizielle Seite des Kunstwerkes, wird besonders betont, ja hoch gewürdigt.

Wir wissen um eine – freilich von vornherein als derber Malerschertz gemeinte – „Augentäuschung“ des Pieter Breughel (um 1525/30 – 1569) durch Carel van Mander, der auch ausführlich die entsprechenden Bravourstücke des Hans Vredeman de Vries (1527 – 1604) würdigt: „Darauf malte er für Gillis Hofmann an einer einem Tor gegenüberliegenden Stelle eine große Perspektive, die einen Durchblick in einen Garten fingierte. Hierdurch ließen sich später einige deutsche Edelleute und der Prinz von Oranien täuschen, welche meinten, es handele sich um ein wirkliches Gebäude und einen wirklichen Durchblick“. Oder: „Im Jahre 1591 kam er nach Hamburg, wo er unter anderem in einer Kapelle der Petrikirche für einen Juwelier namens Jakob Moor eine für dessen Grabstätte bestimmte große Perspektive malte, die Christus zeigt, unter dessen Füßen Teufel, Tod und Hölle liegen. Unten sieht man zwei halboffenstehende Türflügel, die zu vielen Wetten Veranlassung gaben; man sieht oder sah dort nämlich durch ein Portal auf eine Treppe. Unter anderem soll ein polnischer Woiwode oder Herzog, Oberhofmeister des Königs, tausend Gulden gewettet haben, daß es eine wirklich offene Tür sei. Andere wetteten um ein Gelage Bier, eine Tonne Butter und dergleichen, wobei die Verlierenden wünschten, der Maler möchte Kot an die Hände kriegen ¹⁰⁾“.

Und über seinen Lehrer Samuel Hoogstraten (1627–1678) berichtet Arnold Houbraken 1719:

Hoogstraten malte . . . „Früchte und Stilleben (die er so natürlich darzustellen wußte, daß er viele betrog), . . .“ und „Ich sah noch Einiges davon in seinem Hause, z. B. Äpfel, Birnen und Citronen in einer Schale, oder einen Pantoffel oder Schuh auf ein ausgehacktes Brett gemalt und in eine Ecke der Stube oder unter einen Stuhl gestellt, oder gesalzene und getrocknete Schollen, auf Leinwand gemalt und ausgeschnitten, da oder dort an eine Speichertüre gehängt und so trügerisch dargestellt, daß man sie in der Tat für getrocknete Schollen ansehen konnte.“ Am 6. August 1651 zeigte Hoogstraten am Wiener Hofe dem Kaiser, der Kaiserin, dem König von Ungarn und dem Erzbischof drei Bilder; darunter befand sich ein Stilleben, in das „ . . . war der Kaiser schier ganz darein verliebt, besah es lange, und als er sich betrogen sah, sagte er: ‚Das ist der erste Maler, der mich getäuscht hat!‘ und ließ ihm sagen, daß er zur Strafe für diese Täuschung das Bild nicht wieder haben solle, sondern daß er selbst es allezeit bewahren und werth halten würde ¹¹⁾“.

Hoogstraten selbst hatte in seinem Buche „Inleiding tot de Hooghe Schoole der Schilderkonst“ 1678 festgestellt, es gehöre zum Wesen der Kunst, daß sie das Auge auf angenehme und lobenswerte Weise betrüge ¹²⁾.

Trompe-l'oeil-Bilder der verschiedensten Bildinhalte sind also im 17./18. Jahrhundert außerordentlich häufig. Koehls beide Saarbrücker Blätter stehen

Abb. 9 somit keineswegs als Kuriosum in der Zeit, sondern sie sind eher späte Beispiele einer langen Reihe vergleichbarer Formulierungen, etwa des Nicolas de Wit von 1740 oder des E. Listnau von 1777 ¹³⁾.

Abb. 10 So verliert auch der Niederweiler Porzellan-Teller des Saarlandmuseums von 1767 in Trompe-l'oeil-Manier den Charakter des Abstrusen, wenn wir ihn in den allgemeinen kunstgeschichtlichen Zusammenhang einordnen ¹⁴⁾. Der ganze Teller wird als flache Holzschale mit Maserung und Astlöchern

gegeben; in seinem Spiegel liegt – leicht gewellt – eine violette Zeichnung mit eingerollten Ecken. Trompe-l’oeil-Motive auf Porzellanen gibt es verschiedentlich ¹⁵⁾, aber unser Teller geht in der Vortäuschung eines fremden Materiales am weitesten. Uns Heutige würde an diesem Teller die nicht materialgerechte Verarbeitung befremden; das aber ist ein vergleichsweise moderner Gesichtspunkt. Für das Mittelalter, die Renaissance und den Barock besaß er keine Geltung. Was in unserem Trompe-l’oeil-Teller zu artistischem Raffinement gesteigert wurde, entspricht wiederum völlig der Kunstanschauung dieser Zeit. Ein Ottweiler Porzellan-Teller (um 1785) des Saarlandmuseums soll es als ganz bescheidenes Beispiel veranschaulichen: Die Vortäuschung von Flechtwerk ist natürlich ebensowenig materialgerecht, wie ein locker geflochtener Rand nicht strukturecht, den Zwecken eines Tellers nicht eigentlich gemäß ist ¹⁶⁾.

Abb. 11

Das scheinbar verspielte, das scherzhaft Augentäuschung erzwingende Anliegen ist indessen tiefer begründet. Bereits die römischen Rustika-Verblendungen von Ziegelmauerwerk sind im Grunde eine Täuschung, ihre Nachahmung seit der italienischen Frührenaissance des 15. Jahrhunderts als Quaderwerk in Stuck eine Art „Trompe-l’oeil“. Fassen wir den Begriff sehr weit, so zählt darunter selbst die Fugenmalerei mittelalterlicher Baukunst ¹⁷⁾, gewiß aber die illusionistische Fassadenmalerei seit der Renaissance, etwa die gemalte Quaderschichtung und Pilasterordnung an der Westfassade der Residenz in *München* nach der Residenzstraße zu und im Brunnenhof (beide um 1612). Von Hans Holbein d. J. bis gegen 1800 ist die süddeutsche Fassadenmalerei mit Trompe-l’oeil-Motiven durchsetzt ¹⁸⁾. Für die Innenräume gilt Ähnliches: Scheinarchitekturen gliedern die Wände, oft mit figürlichen Szenen bereichert, wie die berühmten Fresken des Paolo Veronese der Villa Barbaro Maser (um 1560) ¹⁹⁾.

Abb. 12

Die illusionistische Deckenmalerei besonders des italienischen und deutschen Barock bedeutet eine letzte und virtuose Steigerung. Der Wertschätzung durch Auftraggeber und Betrachter entspricht der offensichtliche Stolz des Künstlers auf die rein artifizielle Leistung; so wenn Andrea Pozzo gegen 1694 sich gelegentlich seiner großartigen Deckenmalerei am Tonnengewölbe des Langhauses von Sant’ Ignazio in Rom entschieden als Artist der Perspektive empfindet und sich der vollkommenen Augentäuschung rühmt, die ihm mit seinen Scheinarchitekturen gelinge ²⁰⁾. In der gebauten Architektur war Bernini bereits 1663 sein berühmtes perspektivisches Kabinettsstück in der Scala Regia des Vatikan in Rom gelungen.

Augentäuschung, Eindruck des Zufälligen und Verzicht auf Materialechtheit durch Materialimitation waren – wie wir sahen – Hauptanliegen des Trompe-l’oeil-Bildes, das nicht nur als Tafelbild auftritt, sondern auch als Motiv der Innenraumgestaltung. Hier gilt es besonders die Holzintarsien hervorzuheben, die Christoforo da Lendinava in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts für die Domsakristei in Modena schuf, oder die (ebenfalls für die Domsakristei) durch Maso Finiguerra und Antonio Pollaiuolo in Florenz gearbeiteten Bücherstilleben in Holzintarsia, sowie die Vanitas-Intarsien des Vincenzo dalle Vacche von 1517-19 für San Benedetto Novello in Padua (heute im Louvre in Paris) ²¹⁾. Schon zwischen 1479-82 waren nach Zeichnungen des Francesco die Giorgio Martini im herzoglichen Palast in *Gubbio* zwei private Arbeitszimmer entstanden, deren Holzintarsien geöffnete Schränke vortäuschen und somit die kleinen Räume optisch erweitern.

Abb. 13

Folgerichtig erscheint nun auch die aus mittelalterlichen Evangelisten- und Kirchenväter-Darstellungen isolierte Spezialgattung des Bücherstillebens als *Trompe-l'oeil*, gemalt als Bücherregal von Giuseppe Maria Crespi (1665-1747) im Conservatorio Musicale in Bologna, als holzgeschnittene Scheinbibliothek von Francesco Pianta d. J. in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts im oberen Saal der Scuola di San Rocco in Venedig; und noch 1756 im niederbayerischen Prämonstratenser-Kloster Windberg auf dem Katharinenaltar des Matthias Obermayer in Stuck mit Bücherrücken und Tintenfassern ²²).

Materialimitationen durch „Marmoranstrich“ auf Holz oder in Stuck waren gerade in der Altarbaukunst des Barock weitverbreitet und zeigen, wie wenig der künstlerische Sinn nach Materialechtheit des Kunstwerkes stand. Selbst Skulpturen werden so in *Trompe-l'oeil*-Manier gegeben. Von den frühen *Grisaille*-Arbeiten, Grau-in-Grau-Malereien also zur Vortäuschung von Steinskulpturen (schon auf dem Genter Altar der Brüder van Eyck von 1432 und bei Jean Fouquet), bis zu den Marmor-*Trompe-l'oeils* von Fisch- und Vogelstilleben aus der Werkstatt Houdons (1741-1828) in der Skulpturen-Abteilung in Berlin-Dahlem führt ein gerader Weg des Materialaustausches und der Materialimitation mit den Kunstmitteln des Malers. Francois Desportes *Trompe-l'oeil*-Bilder eines weißen Marmorreliefs und einer Bronzetafel (1737 und 1741) und die Bronzerelief-Nachahmungen Jean-Francois Garnereys im Pariser Salon von 1799 sind bekannte Beispiele, während wir des saarländischen Malers Dryander *Grisaille*-Bild seiner Frau nur aus seinem Werkverzeichnis kennen.

Trompe-l'oeil-Darstellungen in Art der Bilder von J. A. Koehl finden sich schließlich auch als Einlegearbeiten in Holz oder Steinen in Tischplatten des Barock und Rokoko: Spielkarten etwa und Münzen auf Spieltischen, oder Schnallen, Schlüsselbunde, Bänder, Scheren und Lineale auf Nähtischchen, oder Obst, Bücher, Musikinstrumente, Briefe und dergleichen mehr. Beispiele dafür besitzt fast jedes größere Schloßmuseum.

In der gleichsam hierarchischen Rangordnung der Bildgattungen im Barock steht das Stilleben (und mit ihm das *Trompe-l'oeil*) an unterster Stelle. Nach Sandrarts Gliederung haben den höchsten Rang 1. die großen Historienbilder, gefolgt von 2. allem Mythologischen, Allegorischen und Religiösen. An 3. Stelle kommen die reinen Landschaften; noch tiefer stehen 4. die Bildnisse (weil sie keine „sinnreiche Invention“ besäßen). An letzter Stelle folgen die Wiedergaben aus dem „gemeinen Leben“: Genre und Stilleben. Dabei ordnet die Académie Francaise (Vasari folgend) Blumenstilleben noch höher ein als etwa Frühstücksstilleben ²³).

Dennoch dürfen wir nicht übersehen, daß das *Trompe-l'oeil* – obwohl zweifellos oft bloßer Malerschertz, rein artistische Leistung oder auch kunsthändlerisches Anliegen – zuweilen bereits seit seinen Anfängen auch ein ethisches Fundament besaß; im *Vanitas*-Bild wird es offenkundig: Alles menschliche Wissen und Können ist eitel. Die Augentäuschung erscheint dann wie eine Metapher menschlicher Illusionen. Auch das gewollt Ausschnitthafte des *Trompe-l'oeil* ist dann wohl nicht zufällig: im *non-finito*, im Unbegrenzten, erhält der Ausschnitt den Rang eines Allgemeingültigen; das Zufällige wird zum Sinnfälligen. Calvins Lehre (wonach die Dinge des alltäglichen Lebens ihre ethische Qualifikation in sich tragen) und der Pantheismus Spinozas erscheinen wie geistige Voraussetzungen einer solchen Welt-Anschauung. In der – oft trivialen – Sphäre des *Trompe-l'oeil*

spiegelt sich so gleichsam die Entwicklung der Physik und der Naturwissenschaften im 17./18. Jahrhundert: Der Eroberung der wirklichen Welt entstammt die perfekte Beherrschung der Zentralperspektive; die vordergründige Ansicht wandelt sich zur tiefgründigen Einsicht. Die Nachahmung der Natur mit den Mitteln der Malerei setzt die Bewältigung der Natur durch die neuen Erkenntnisse der Naturwissenschaft voraus.

So ist es sicher kein Zufall, wenn im 20. Jahrhundert die Thematik des *Trompe-l'oeil*-Bildes wieder auflebt.

Zwei Bilder des Saarland-Museums mögen die beiden verschiedenen Richtungen der Entwicklung markieren:

Das *Stilleben* von Louis *Marcoussis* (Öl auf Glas, 1920) unterscheidet sich von üblichen *Stilleben*, z. B. dem *Oudrys* (Abb. 6) durch die lotrechte Aufsicht auf eine Platte, auf der sich einzelne Gegenstände in scheinbarer Willkür überlagern, wobei die stoffliche Konsistenz der Gegenstände mit den Mitteln der Malerei zeichenhaft zwar, aber ausdrucksstark veranschaulicht wird. Ohne daß eine unmittelbare Abhängigkeit behauptet werden kann, leuchten die Zusammenhänge mit den nun schon klassischen Meistern kubistischer *Stillebenmalerei* ein: Pablo Picasso, Juan Gris, Georges Braque. Ein Vergleich von Braques „*Glas, Karaffe und Zeitung*“ von 1913 zeigt das Gemeinsame mit einem *Trompe-l'oeil*-Bild des 18. Jahrhunderts (Abb. 9)²⁴: ihre größtmögliche Entfernung von den Anliegen des Impressionismus. Hatte dieser mit der Verabsolutierung des Augen-Blickes den bleibenden Wert von stofflicher Konsistenz, von Volumen und Kontur der Gegenstände geradezu geleugnet, so ist zwar beim *Trompe-l'oeil* im Willkürlich-Aus-schnitthaften auch ein Element des Momentanen enthalten; aber umso mehr wird zugleich das Anliegen klar, den Dingen nicht nur ihre räumliche Begrenzung und ihre stoffliche Eigenart zu belassen, sondern sie sogar mittels eines perfekten Illusionismus so darzustellen, daß der Betrachter über die nur zweidimensionale Darstellung getäuscht und ihm die in Wahrheit dreidimensionale Körperlichkeit der Dinge wahrscheinlich gemacht wird.

Abb. 14

Abb. 15

Hier nun erfolgt die Wendung etwa Braques über diese Art eines zu seiner Zeit ja ganz modernen Realismus hinaus.

Auch bei Braque werden im zufälligen Ausschnitt und scheinbarer Unordnung Gegenstände verschiedenster Stofflichkeit ins Bild gebracht: Zeitungstitel, Buchseiten, Zettel, ein Glas, ein Holzbrett und dergleichen mehr. Aber Braque beschränkt sich nicht auf das nur Scheinbare, er will das Tatsächliche. „Man muß wählen; eine Sache kann nicht gleichzeitig wahr und wahrscheinlich sein. Wahrscheinlichkeit ist nichts weiter als eine optische Täuschung.“ („*Vraisemblance n'est que trompe-l'oeil*“²⁵)“.

Beide – *Trompe-l'oeil*-Maler wie frühe Kubisten – erstrebten in ihren *Stilleben* die zu ihrer Zeit größtmögliche und vollständigste realistische Darstellung der Gegenstände. Aber für Braque genügt es nun nicht mehr, „sichtbar zu machen, was man malt, es muß auch fühlbar werden. Ein *Stilleben* ist kein *Stilleben* mehr, sobald es nicht mehr mit der Hand erreichbar ist.“ Deshalb kann Braque auch die traditionelle Perspektive nicht mehr befriedigen: „Festgelegt, wie sie ist, erlaubt sie niemals, die Dinge voll in Besitz zu nehmen.“ So ist der Kubismus zunächst „eine neue Art, die Welt darzustellen“; man setzte „an die Stelle der visuellen Erscheinung einer Form die dieser Form eigentümliche Stofflichkeit“²⁶). Es überrascht nicht, daß Braque konsequent anstelle der illusionären Vortäuschung von

bedrucktem Papier nun tatsächlich Zeitungsstücke seinem Bildzusammenhange einklebt und so die Wahrheit der Dinge vorstellt, anstatt ihre (im Wortsinne!) Wahrscheinlichkeit darzustellen. Auch aus Braques Stilleben „Vase et crâne“ im Saarlandmuseum (Öl auf Leinwand, 1943) tritt die Vase in schlackenartiger Struktur p l a s t i s c h aus dem Malgrund hervor. Im optischen Eindruck dem Trompe-l'oeil des 17./18. Jahrhunderts verwandt, sind die Stilleben-Collagen Braques oder Juan Gris' im Grunde zwar „Wiederanknüpfen an die wahre Tradition der Malerei“ (so Kahnweiler), zugleich aber auch die entschiedene Wendung über die Möglichkeiten des Trompe-l'oeil hinaus. Die letzte Konsequenz im Bestreben, die Realität der Gegenstände wahrheitsgetreu (und nicht nur wahrscheinlich) auszudrücken, stellen dann wohl die Collagen z. B. eines Alejandro Otero dar, die 1965 im Saarlandmuseum gelegentlich der Ausstellung „Venezolanische Malerei von heute“ gezeigt wurden. Das eine Materialbild von 1961 nennt Otero bezeichnenderweise „Bonjour M. Braque“: auf einem weißgrundig-verwitterten Fensterflügel sind ein Stück silbergraues verbogenes Blech, ein Stück schwarzes Leder und ein braunrostiger Drahtknäuel auf graubraunem Filz sowie ein Textzettel befestigt. Das andere Bild (ebenfalls 1961) „A Figueras-Vendrelle“ zeigt auf einem Kistendeckel mit ziegelroter Wellpappe eine zusammengefaltete zerfranste Zeitung über violetter Stoff. Der andere Entwicklungsstrang vom Trompe-l'oeil des 17./18. Jahrhunderts her bleibt dem historischen Vorbild enger verhaftet; ja, er gipfelt in bewußter Wiederaufnahme.

Abb. 16
Abb. 17

Unter den „Neuerwerbungen für die Moderne Galerie“ zeigte das Saarlandmuseum im Sommer 1966 auch das „Mauerbild“ des Österreicher Herbert Bayer, eine Gouache von 1936²⁷⁾. In einer grisailleähnlichen graubraunen Ton-in-Ton-Malerei werden vor die Bildfolie einer Schuppenwand in ausschnittthafter Zufälligkeit Gerätschaften in betonter Dingschärfe gesetzt, „zum Greifen nahe“ dem Betrachter vor das Auge gerückt – das ist echte Nähe zum Trompe-l'oeil! So überrascht es nicht, daß neben den Breughel ähnlichen historisierenden Blumenstilleben etwa des jungen Wieners Erich Joseph Dogarth (geb. 1927) auch das Trompe-l'oeil im 20. Jahrhundert wieder aufersteht. In Amerika pflegte es bereits im späteren 19. Jahrhundert William Michael Harnett (1848-92) und John Frederick Peto (1854-1907)²⁸⁾. Trompe-l'oeil-Motive kehren dann bezeichnenderweise im Umkreise der Surrealisten wieder, bei Salvador Dali etwa oder in der „pittura metafisica“ des Giorgio de Chirico: in seinem „Metaphysischen Interieur“ der Sammlung E. Jesi in Mailand haben wir gleichsam eine Parodie der Staffeleibilder von Cornelius Gysbrechts oder Fort-Bras vor uns²⁹⁾.

Und schließlich erobert sich das Trompe-l'oeil im 20. Jahrhundert auch wieder jenen Bereich, in dem es seit den Cassone-Bildern (Truhen-Bemalungen) der italienischen Renaissance³⁰⁾ stets zu Hause war: die Möbelkunst. Peter Hunt führt in Princetown/Mass. eine große Werkstatt mit zahlreichen Mitarbeitern, die Trompe-l'oeil-Bilder auf Möbel malen – die Möbel sollen reißenden Absatz finden. Der Wandschrank Albert Cuivilliers von 1948 versetzt so das Trompe-l'oeil unmittelbar ins mittlere 20. Jahrhundert. Dagegen zeigt Gregorio Sciltian 1950, was schon die Beispiele des 15.-18. Jahrhunderts lehrten: Der Künstler deutet bereits, indem er sieht; und selbst noch, wo er sich – wie hier – unmittelbar an der Geschichte orientiert, vermag er sich in die aktuellsten Bereiche moderner Seh- und

Abb. 19
Abb. 20

Denkweisen zu erheben. Sciltian nennt sein Bild „Blätter der Geschichte“. Mit diesem Titel und indem er die ehemals sakrale Bildform des Altar-Triptychons adaptiert³¹⁾ verleiht er den – offenbar bewußt ausgewählten – einzelnen Gegenständen über die Illusion eines Nur-Gegenständlichen, über die bloße Formqualität hinaus noch die Sinnqualität einer beziehungs-vollen Aussage. Die Dinge stehen nicht für sich selbst, sondern vor einem Hintergrund. Bewältigung der Welt auf dem Wege der optischen Durchdringung der Welt – seit seinen Anfängen im 15. Jahrhundert bis zu seinen Varianten im 20. Jahrhundert ist das Trompe-l'oeil stets auch ein Spiegel spezieller Welt-Anschauung.

Anmerkungen:

- 1) Saarheimat 5. 1961 (5), 2–6.
- 2) Zum Trompe-l'oeil allgemein vgl. A. Pigler: Barockthemen Bd. 2, Berlin 1956, 571–573; Michel Faré: La nature morte en France. Son histoire et son évolution du XVIIe au XXe siècle. Genf 1962, 125–127 und 230–236.
- 3) Sign. und dat., 91:72 cm, Paris, Coll. Cailleux. Abgebildet bei M. Faré 1962, nach S. 216.
- 4) Vgl. K. Arndt: Rogier van der Weyden. Der Columba-Altar. Stuttgart 1962, 6 = Werkmonographien d. bild. Kunst Nr. 84.
- 5) Dazu E. R. Samuel: Death in the Glass – A New View of Holbein's „Ambassadors“. In: The Burlington Magazine 105. 1963, 436–441. Vgl. auch J. Baltrusaitis: Anamorphoses ou perspectives curieuses. Paris 1955 und neuestens U. M. Schneede: De wonderlijke Perspectiefkas. Hoogstraten perfekte Täuschungen. In: Artis 18. 1966 (7), 25–28.
- 6) Öl auf Holz, 49:42; Foto: Bayer. Staatsgem.-Sammlungen München Nr. 58/242. Speziell zum Jagdstück vgl. H. v. Bockelberg: Das Jagdstück in der nordischen Malerei von der Gotik bis zum Rokoko. Halle/5: Phil. Diss 1936. Bleicherode 1936.
- 7) Paul Gammelbo: Cornelius Norbertus Gisbrechts og Franciscus Gisbrechts. In: Kunstmuseets Arsskrift 1952–1955. Kopenhagen 1956, 125–156 (mit Katalog) und G. Marlier: C. N. Gysbrechts l'illusioniste. In: Connaissance des Arts. Heft 145. 1965, 96–105.
- 8) G. de Loye: Le trompe-l'oeil d'Antoine Fort-Bras. In: Revue des Arts 1960 (1), 10–24.
- 9) Von Gysbrechts im Museum der Schönen Künste in Kopenhagen (226:123, wohl um 1670–80); von Fort-Bras im Musée Calvet in Avignon (163:95, dat. u. sign. 1686).
- 10) Carel van Mander: Das Leben der niederländischen und deutschen Maler. Amsterdam 1617. Hg. v. Hanns Floerke. München/Leipzig 1906, 107, 109 und 111.
- 11) Arnold Houbraken: Groote Schouburgh der Nederlandsche Konstschilders en Schilderessen. Amsterdam 1719. Hg. v. A. Wurzbach. Wien 1880. = Quellenschriften zur Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance 14, S. 225–226; ebenda S. 247 auch zu Trompe-l'oeil-Bildern von Cornelius Bisschop (geb. 1630 in Dordrecht).
- 12) U. M. Schneede 1966, 26.
- 13) Nicolas de Wit: Buchblätter. Tempera auf Pergament, 62:44,8; sign./dat. 1740. Göteborg, Konstmuseum Inv.-Nr. 0.1072. Zu Listnau u. a. E. v. Philippovich: Quodlibets – eine Abart des Stillebens. In: Alte und moderne Kunst 11. 1966 (89), 20–23.
Weitere Literatur (außer der bei A. Pigler 1956 II, 571–573 zitierten):
L. Dimier: La perspective des peintres et les amusements d'optique dans l'ancienne école de peinture. In: Bull. de la Soc. d'histoire de l'Art français 1925 T I, 7–22; L. Cheronnet: Le trompe-l'oeil. In: Marianne v. 18. 11. 1937, 4; R. Gavelle: Aspects du trompe-l'oeil. In: Amour de l'Art 1938, 231–240; Preston Remington: The Private Study of Federigo da Montefeltro. A Masterpiece of XVth C. Trompe-l'oeil. In: The Metropolitan Museum of Art. Bull. 1941, 3–13; J. Wilhelm: Magie du trompe-l'oeil. In: Plaisir de France 1947 (März), 21–27; Thomas C. Howe u. a.: Illusionism and 'trompe-l'oeil'. Katalog d. Ausst. im Palais de la Légion d'honneur. San Francisco 1949; R. Michau: Le trompe-l'oeil dans la nature morte au Musée de l'Orangerie. In: Le peintre 1952 (47), 12–13; P. Pizon: Sur les peintures en trompe-l'oeil. In: Le peintre 1952 (49), 8; Jacques Wilhelm: Silhouettes and Trompe-l'oeil Cut-Outs. In: the Art Quarterly 1953, 293–304; Métaphysique du trompe-l'oeil. In: Art et Industrie Nr. 296. 1955, 29–32; J. Kybalová: Barocke Stilleben und das Kunstgewerbe. In: Alte und moderne Kunst 9. 1964 (77), 15–19; M. G.: Die Anfänge der Stillebenmalerei in Italien. In: Du-atlantis 1965 (1), 2–6; ebenda S. 7–24 W. R.: Das Stilleben Nord- und Mittelitaliens im 17. u. 18. Jh.; ebenda S. 25–38 M. G.: Das neapolitanische Stilleben im 17. Jh.; A. Ghidiglia Quintavalle: Christoforo Munari et la peinture de nature morte à Parme. In: L'Oeil 1965 (125), 13–19 und 73.

- 14) Vgl. „Neuerwerbungen alter Kunst. 18. Jahrhundert“. Katalog Saarland-Mus. Saarbrücken 1964, Nr. 346.
- 15) Ein Teller aus Meißen mit einem Kalenderfragment, 1735, befindet sich in Schloß Rosenberg/Kopenhagen; ein Krug (ebenfalls aus Meißen) mit Zetteln, Briefen und Insekten von 1742 befand sich im Schloßmuseum in Berlin. Vgl. G. E. Pazaurek: Meißner Porzellanmalerei des 18. Jh. Stuttgart 1929, 45–47 Abb. 11 u. Abb. 25.
- 16) Allgemein dazu vgl. E. Hempel: Material- und Strukturechtheit in der Architektur. In: Abhandlungen d. Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig. Philolog.-Hist. Kl. Bd. 48 Heft 3, Berlin 1956.
- 17) W. Bornheim gen. Schilling: Fugenmalerei i. Mittelalter. In: Deutsche Kunst u. Denkmalpflege 1960 (1), 5–21.
- 18) Vgl. u. a. M. Baur-Heinhold: Süddeutsche Fassadenmalerei. München 1952.
- 19) Ein schönes Beispiel der deutschen Renaissance von 1572/75 in Hann.-Münden, Schloß: Gemach zum weißen Roß. Vgl. Kunst und Kultur im Weserraum 800-1600. Katalog d. Ausst. Corvey 1966, 727 u. Abb. 65–67; für Italien vgl. u. a.: Allegories et trompe-l'oeil au Palais Pitti. In: L'Œil 1965 (129), 13–18 (Architekturmalerei des Giovanni di San Giovanni von 1635 in der Sala degli Argenti im Pal. Pitti in Florenz).
- 20) Dazu W. Schöne: Zur Bedeutung der Schrägsicht für die Deckenmalerei des Barock: In: Festschrift K. Badt. Berlin 1961, 144–172, bes. 160.
- 21) Vgl. M. G.: Die Anfänge der Stillebenmalerei in Italien. In: Du-atlantis 1965, 2; G. Michelletti: Die Kirchen von Florenz. München 1960, 59; J. Baltrusaitis 1955 Pl. XIV A.
- 22) Zu diesem Spezialthema vgl. K. Gerstenberg: Das Bücherstilleben in der Plastik, Deutschland-Italien. In: Festschrift f. Wilh. Waetzold. Berlin 1941, 135–157.
- 23) Dazu E. Badelt: Das Stilleben als bürgerliches Bildthema und seine Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart. München: Phil. Diss 1935. Würzburg 1938, 48 ff.
- 24) Kohle-Zeichnung mit Papier collé auf Papier 62, 5:28,5. Basel, Privatbesitz; vgl. D. Cooper: Georges Braque. Katalog d. Ausst. Haus der Kunst München 1963, Nr. 39 Abb. 35.
- 25) D. Cooper 1963, 12.
- 26) H.-D. Kahnweiler: Juan Gris. Katalog der Ausst. im Museum am Ostwall. Dortmund 1965.
- 27) Katalog „Neuerwerbungen für die moderne Galerie“. Saarbrücken 1966, Nr. 21.
- 28) Vgl. dazu F. W. Neugass: Magischer Realismus in der Trompe-l'oeil-Malerei. In: Das Kunstwerk 6. 1952 (1), 21–27.
- 29) W. R.: Das italienische Stilleben im 19. u. 20. Jh. In: Du-atlantis 1955, 39–40.
- 30) P. Schubring: Cassoni. Truhen und Truhenbilder der italien. Frührenaissance. Leipzig 1923.
- 31) Vgl. dazu K. Lankeit: Das Triptychon als Pathosformel. Heidelberg 1959.

Abbildungsnachweis:

- Abb. 5 Foto: Staatl. Landesbildstelle Saarbrücken.
- Abb. 6 aus M. Faré: La nature morte en France. Genf 1962.
- Abb. 7 Foto: Bayer. Staatsgemäldesammlungen München.
- Abb. 8 aus G. de Loye in: Revue des Arts 1960 (1).
- Abb. 9 Foto: Göteborgs Konstmuseum.
- Abb. 10 Foto: Staatl. Landesbildstelle Saarbrücken.
- Abb. 11 Foto: Staatl. Landesbildstelle Saarbrücken.
- Abb. 12 Foto: Deutscher Kunstverlag München/Berlin.
- Abb. 13 aus: Das Kunstwerk 6. 1952 (1), 32.
- Abb. 14 Foto: Staatl. Landesbildstelle Saarbrücken.
- Abb. 15 aus: Georges Braque. Katalog d. Ausstellung München 1963, Abb. 35.
- Abb. 16 Foto: Kunsthistorisches Institut der Universität des Saarlandes.
- Abb. 17 Foto: Kunsthistorisches Institut der Universität des Saarlandes.
- Abb. 18 Foto: Staatl. Landesbildstelle Saarbrücken.
- Abb. 19 aus F. W. Neugass in: Das Kunstwerk 6. 1952 (1), 26.
- Abb. 20 aus F. W. Neugass in: Das Kunstwerk 6. 1952 (1), 26.

VON WOLFGALGEN UND WOLFSBALGTRÄGERN

Nicht weit vom Westende der Stadt Kaiserslautern verliefen die alten Straßen nach Weilerbach und Ramstein, bzw. verlaufen sie heute noch als Wege, und als der Forstmeister V e l l m a n n 1600 dort die Grenzen einer Forsthube angibt, heißt es: „... geht vor bis an den W o l f s g a l g e n , folgendes über die Weilerbacher und Ramsteiner Straße hinüber.“ Fügen wir hinzu, daß es auch anderwärts so etwas gab; denn zu Kriegsfeld (Krs. Kirchheimbolanden) hat man noch immer eine Feldflur „Am Wolfsgalgen“ und nicht weit davon, wenn auch schon auf hessischem Boden, zu Fürfeld, wieder an einer alten Straße abermals den Flurnamen „Wolfsgalgen“. Ebenso konnte ich zu Lauterecken, Kusel und Medelsheim (Krs. Homburg) den Flurnamen „Wolfsgalgen“ feststellen, und zu Erfweiler-Ehlingen oder im Nachbardorf Wittersheim (Krs. St. Ingbert) kommt er schon 1596 vor, während Saarlouisen (Krs. Saarlouis) einen „Wolfsgalgenberg“ hat. Somit muß auch an all diesen Stellen ehemals ein wirklicher Wolfsgalgen gestanden haben. Aber während er hier in Bodenbenennungen fortlebt, ist er zu Kaiserslautern völlig vergessen. Heißt es dafür zu Zweibrücken-Ixheim a. 1739/43 „Wolfsracht“, ebenso a. 1547 zu Dietrichingen und heute noch zu Wattweiler – beide im Krs. Zweibrücken –, dann handelt es sich um nichts anderes; denn „-racht“ ist alte Benennung für Recht, Gericht, Hochgericht, Galgen.

Das Flurnamenarchiv der Universität Heidelberg enthielt weitere Beispiele, die in noch ältere Zeit zurück verfolgt werden können. Für Bruchhausen (Krs. Heidelberg) wird in einem Kopialbuch (S. 149a) schon 1522 Wiesen- gelände „bei dem Wolfsgalgen“ genannt und für Bambergen (Krs. Kon- stanzen) sogar schon 1386 (in einer Urkunde im Spital-Archiv Überlingen) „wolffgalgen“ als Flurnamen verzeichnet, der an gleicher Stelle 1767 bei Nennung eines Ackers „Am Wolfsgalgen“ wiederkehrt. Nach H. F i s c h e r s „Schwäb. Wb.“ VI, 925 (im Artikel „Wolf“), gibt es im schwäbi- schen Sprachgebiet neben vielen andern mit „Wolf“ gebildeten Flurnamen auch „Wolf-“ und „Wolfsgalgen“, und das „Schweiz. Idiotikon“ (II, 232) nennt denselben Flurnamen schon aus dem Jahre 1572 und bezeugt ihn aus den Kantonen Aargau, Schaffhausen und Zürich.

Was soll man sich unter einem Wolfsgalgen vorstellen? Das Werkchen von Eberhard v. K ü n ß b e r g „Flurnamen und Rechtsgeschichte“, in das er ganz gewiß hineingehörte, wie wir später sehen werden, kennt ihn gar nicht, und auch in Theodor Z i n k s „Pfälz. Flurnamen“ suchen wir ihn vergebens. Remigius V o l l m a n n zählt in seiner „Flurnamen-Samm- lung“ (S. 35/36) unter den „Vorrichtungen zum Wolfsfang... das Wolfs- gericht oder den Wolfsgalgen“ auf. Da es ehemals ein Wolfsfanggerät „Wolfsangel“ gab, das man, mit einem Fleischköder versehen, so hoch auf- hing, daß ihn der Wolf nur springend zu schnappen vermochte, wobei er sich an der scharfen Angel das Maul so übel zurichtete, daß er daran zu- grunde ging, oder an dem Angelhaken hängen blieb und sich zu Tode zap- pelte, wäre es denkbar, daß man dieses Fangeisen an einem eigens herge- richteten Gestell aufhängte, welches den Namen Wolfsgalgen erhielt. Eine

Parallelbenennung hatten wir ja beim alten Ziehbrunnen; auch hier hieß das Gestell, an dem die Aufzugsvorrichtung samt Eimer angebracht war, Galgen. Deshalb hegte ich selbst einmal den Gedanken, dem Remigius V o l l m a n n in seinem vorhin genannten Buch Ausdruck gibt. Auch das vorhin genannte „Schweiz. Idiotikon“ erklärt an der angegebenen Stelle, der Wolfsgalgen sei „ursprünglich eine Art Falle für Wölfe“, ebenso fügt das bekannte „Oberdeutsche Flurnamenbuch“ von B u c k (1931, 2. Aufl., S. 303) zu dem für 1563 von ihm bezeugten Namen „Wolfsgerecht“ als Deutung „Richtstatt zum Fangen der Wölfe“, und zu „Wolfsgalgen“ erklärt er auch: „Vorrichtung zum Wolffangen“. Ja im Saarland und seiner Nachbarschaft erklärte man, „Wolf“ sei Benennung für den Galgen selbst, wie z. B. aus dem von E. u. A. Lehnert 1929 herausgegebenen „Deutschen Sprachbüchlein“ (Heft 3 S. 47) zu ersehen ist. Ich werde aber zeigen, daß diese Erklärungen nicht stimmen können, und schon die allgemeine Verbreitung dieser falschen Auffassungen rechtfertigt es hinreichend, hier das Wort zu ergreifen.

Stellen wir zunächst fest, daß der Wolf ehemals gar nicht so selten gewesen sein muß. Für Pfalz, Saarland und Lothringen beweist es schon die sehr große Zahl von mit „Wolf“ zusammengesetzten Flurnamen, von denen wir nachher einige anführen werden. Während der Verödung unserer Heimat in den Schreckenstagen des Dreißigjährigen Krieges machte er sich wieder stärker bemerkbar, wechselte auch später immer wieder einmal aus großen, weiten Waldgebieten, z. B. den Vogesen und den Ardennen, zu uns herüber, und noch um 1890 wurden allein in Lothringen jährlich etwa 50 Wölfe erlegt („Berliner Tageblatt“ vom 14. 1. 1890). Trat in einer bestimmten Gegend in späterer Zeit auch nur ein einziger Wolf auf, so verbreitete er in einem weiten Umkreis Furcht und Schrecken. Alle betroffenen Gemeinden seines weiten Jagdreviers bemühten sich um die Erlegung des Tieres, und traf man irgendwo auf ihn, dann sprach sich das herum; der Platz war gemieden, und leicht geriet des Wolfes Name in seine Benennung hinein; insbesondere war in alten und jungen Tagen dort Anlaß zu einem mit „Wolf“ gebildeten Flur- oder Waldnamen gegeben, wo man Fanggruben angelegt hatte oder das Untier endlich zur Strecke gebracht wurde. Führen wir besonders aus älterer Zeit einige Beispiele an! So ist uns in einer für unsere Heimat sehr wichtigen Grenzbeschreibung des alten Reichslandes in der Gegend zwischen Donnersberg, Waldfishbach und Kusel 1357 schon ein „Wolfsbirnbaum“ bei Krottelbach (Krs. Kusel) genannt, 1470 bei Hambach a. d. Weinstraße ein „wolffs Berg“, und „Wolfsberg“ heißt ein Berg westlich von Neustadt a. d. Weinstraße heute noch — der erste Eisenbahntunnel auf der Strecke nach Kaiserslautern führt hindurch —; ebenso gibt es bei Leimen (Krs. Pirmasens) einen „Wolfsberg“. 1418 begegnet bei Johanniskreuz mitten im Pfälzer Wald ein „Wolfsborn“, ebenfalls 1600 einer zu Obermohr (Krs. Kaiserslautern), 1591 zu Duchroth (Krs. Rockenhausen) „das Wolfholz“, 1608 zu Saarbrücken-St. Johann eine „Wolfshumes“ (d. i. ein Wolfsgaben), 1615 zu Landstuhl die Bezeichnung „Wolfstall“, woraus heute „Wolstell“ geworden ist, 1600 zu Otterberg eine „Wolfsdell“ mit einer „Wolfgrube“ darin, zu Katzenbach (Krs. Rockenhausen) ein „Wolfsknöpfchen“ und zu Katzenbach bei Landstuhl 1600 eine „Wolfgrube“. Südlich von Kaiserslautern hat eine Waldabteilung den Namen „Wolfskaut“, von der Theodor Z i n k (in „Kaiserslautern in Vergan-

genheit und Gegenwart“) berichtet: „Die Wolfskaut ist noch sichtbar. Sie war eine tiefe Grube zum Fangen der Wölfe“, und er fügt hinzu: „Eine gut erhaltene Wolfskaut, der Wolfskeller, befindet sich auf dem Exerzierplatz am Fröhnerhof“, also nordöstlich der Stadt Kaiserslautern. Im Saarland heißen Stellen, wo der Wolf einst von sich reden machte oder gar erlegt wurde, zu Saarbrücken-St. Arnual „Wolfsschlucht“, zu Güchenbach im gleichen Kreis „Wolfsgarten“, zu Eiweiler im Krs. St. Wendel „Wolfseiche“ und zu Merchingen im Kreis Merzig-Wadern „Wolfgräht“. Um auch aus Lothringen wenigstens ein paar Beispiele zu geben, seien hier genannt: „Wolfsgarten“ bei Bitsch (schon 1751 erwähnt, jetzt ist dort ein Hof entstanden), „Groß-, Kleinwolfsschaden“ zu Haspelscheid (bei Bitsch), „Wolfsetzel“ zu Fremersdorf (Krs. St. Avold), „Gr., Kl. Wolfsberg“ bei Albersweiler (Krs. Saarburg), „Im Wolfswinkel“ zu Weckersweiler (Krs. Saarburg), „Wolfsacker“, „Wolfgrund“ zu Riedingen (Krs. Saarburg) und „Wolfsbuche“ bei Memelich (Krs. St. Avold). Die Reihe könnte noch lange fortgesetzt werden, insbesondere wenn wir nun nach Osten und Westen noch weitere Ausschau hielten. Aber ich will nur noch feststellen, daß besonders zum Wolfsfang bestimmte Gruben vielfach in Flurnamen weiterleben, in der Nord- und Westpfalz „Wolfskaut“ genannt, so außer zu Kaiserslautern, wo sie ja oben angegeben wurden, wenigstens 1600 noch an der Stelle, wo die Gemarkungen von Mackenbach, Kottweiler und Schwedelbach (Krs. Kaiserslautern) zusammenstoßen, und heute noch in Kaulbach und Gumbsweiler (Krs. Kusel). Da im Saarland statt Grube „Kaul“ gesagt wird, treffen wir hier den Flurnamen „Wolfskaul“ z. B. zu Lebach, Güchenbach und Welschbach an. Also ist das Vorkommen des grauen Raubtieres genugsam bezeugt.

War es erlegt, dann sprach man von dem, der die Tat vollbracht und sich um die Allgemeinheit ein Verdienst erworben hatte. Noch etwas geschah, was wir heute nicht mehr verstehen. Es tritt uns in alten Schriftwerken entgegen. So lesen wir in einer Kaiserslauterer Bürgermeister-Rechnung für 1625/26: „4 batzen Zwen Wolffsbalgträgern diß Jahr vber gesteuert“, d. h. aus dem Stadtsäckel hat man zwei Leuten, welche mit einem Wolfsbalg umgingen, 4 Batzen gegeben; 1602 und 1619 haben arme Männer in Minfeld (Krs. Germersheim) in der Südostpfalz „gefangene Wölff herumgetragen“ (nach J. W a l t h e r s Geschichte von Minfeld-Freckenfeld), und aus der Nähe von Zweibrücken berichten uns Rechnungen (im Kirchschaftsarchiv dieser Stadt) aus den Klöstern Hornbach und Werschweiler für 1590: „Item 12 Heller (gegeben) zwohen (= zweien) personen von Mohr (= Waldmohr i. Krs. Kusel), die ein wolffs balg vmbgetragen“, bzw.: „Item einem von Beckweiler (Böckweiler im Krs. Homburg/Saar), so ein wolff vmbgetragen (als Gabe gereicht) 1 albus.“ Aus noch früherer Zeit ist gleiches in Annweiler (Krs. Bergzabern) verzeichnet (nach Gg. B i u n d o , Annweiler, S. 310), nämlich für das Jahr 1507 sind sieben Fälle festzustellen, in denen man Geld an Leute gab, welche erlegte Wölfe umtrugen, und 1556 noch einmal sieben. Für das Land an der Saar bezeugt M. M ü l l e r („Die Ortsnamen des Regierungsbezirks Trier“ in „Trierer Jahresberichte“, II, 33) gabenheischende „Wolfsträger, welche die erlegten Wölfe in den Dörfern zeigten“. Nach den andern Belegen ist aber kaum anzunehmen, daß nur diejenigen, welche den Wolf erlegt hatten, ihn selbst in solcher Weise umtrugen, vielmehr geschah es vielfach durch bedürftige Leute.

Warum? Auf Grund welcher älteren Vorstellungen hatten sie damit ein Anrecht auf eine Gabe? Diese Frage ist noch zu beantworten.

Was hat das aber mit dem Wolfsgalgen zu tun? Ein Weg, die erlegten Räuber zu zeigen, war das Umtragen, ein anderer: sie an einem Galgen da aufzuhängen, wo viele Leute vorbeikamen, also an einem „Wolfsgalgen“ an öffentlicher Straße. 1333 knüpfte man zu Stolzenburg in Vorpommern einen erlegten Wolf an einem eigens dafür erbauten Galgen auf, und ebenso wissen wir, daß man in Schweden Wölfe aufhing. (Diese Beispiele entnehme ich dem „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“, IX, Sp. 790.) Besonders aufschlußreich ist aber ein altes Bild im Kupferstichkabinett zu München. Es zeigt im Vordergrund, wie ein Wolf einen Menschen durch ein Zimmer verfolgt; das Tier ist dadurch als Werwolf („Menschenwolf, Mensch in Wolfsgestalt“) gekennzeichnet, daß es wie ein Mensch aufrecht geht und einen Umwurfmantel trägt. Durch das Fenster sieht man draußen im Hintergrund einmal sich einen Wolf auf einen Menschen stürzen, um ihn zu zerreißen, zum andern diesen verbrecherischen Menschenwolf mit einer menschlichen Maske vor dem Gesicht an einem Galgen baumeln. Über der Szene steht „Neuses“ — und zwar ist Neuses bei Ansbach gemeint — und weiter: „Der in seiner Menschlichen Wohnung noch stets rasende des Verbannt und gehangen so genannten Menschen Wolff und Geyst.“ Unter dem Bild befindet sich als „Grabschrift“:

„Ich Wolff und Geist zu Gleich
thät stets die Menschen plagen,
Muß Leiden auch anüctz,
das man zu mir thut sagen:
Sieh: du verfluchter Geist,
bist in den Wolff gefahren;
hängst nun am Galgen hier,
geziert mit Menschen haaren.“

Nach weiteren Angaben auf dem Bild soll dieser Werwolf 1685 in dem genannten Neuses aufgetreten, in einem Brunnen gefangen und getötet worden, aber danach als Geist umgegangen sein. Es kann folglich kein Zweifel bestehen, daß man in einem Raum, der mindestens von Schweden bis nach der Schweiz reichte, den Wolf an eigens errichteten Galgen an öffentlicher Straße aufhing, und daß dies als Strafgericht, als Rechtshandlung aufzufassen ist. Es darf aber mit Recht vermutet werden, besonders da man ihn dabei oft noch maskierte, also als Person, als menschliches Wesen darstellte, daß ein noch weitergehender Sinn dahinter steckt, nämlich der Glaube an den Werwolf. Das beschriebene Bild macht das zur Gewißheit. Schon B u r c h a r d v o n W o r m s (um 960–1025) wandte sich gegen den Glauben, als ob die Schicksalsgöttinnen einem Menschen die Macht in die Wiege legen könnten, „*ut quandocumque voluerit in lupum transformari possit, quod vulgaris stultitia werwolf vocat*“ (Grimm, Myth., III, 409). Die Egils-Saga (Kapitel I, § 8) und die Völsunga-Saga (Kapitel 8) berichten, wie Ulf, der Großvater des Skalden Egil, ferner Sigmundr und sein Sohn Sinfjötli sich in Werwölfe verwandelten — um nur ein paar Beispiele für Nordgermanien zu nennen —; ich kann es mir ersparen, auch für England, ja selbst für die Griechen und Römer zu zeigen, daß bei ihnen der *lukanthropos* bzw. *versipellis* genannte Werwolf bekannt war, und ebenso ist es nicht nötig,

dem Werwolfglauben an Hand von Sagen und Berichten bis ins späte Mittelalter und bis weit hinauf in die neue Zeit nachzugehen; sie können als bekannt vorausgesetzt werden. Ich verweise aber darauf; denn damit wird es klar, daß der Wolfsgalgen bzw. die Hinrichtung des Wolfes mit oder ohne menschliche Maskierung auf denselben Glauben zurückgeht und auch das Wolfsbalgumtragen auf denselben uralten Vorstellungen beruht.

Und nun zum Schluß noch ein Augenzeugenbericht! Der 1866 geborene und 1914 im ersten Weltkrieg gefallene Dichter Hermann L ö n s berichtet in seinem „Braunen Buch“, daß er vor dem Tor einer Stadt im Braunschweigischen noch eine in Frauenkleidern gehüllte tote Wölfin an einem Wolfsgalgen hängen sah. Das Untier hatte längere Zeit hindurch die Gegend unsicher gemacht, so daß endlich eine ganze Gruppe von Jägern beauftragt worden war, den grauen Räuber zur Strecke zu bringen. Es gelang, und nun hing er am Wolfsgalgen, bis Beschwerden einliefen, es sei endlich Zeit, den üblen Anblick des Kadavers wenigstens den ein- und ausgehenden Fremden zu ersparen. Also wurde er abgenommen und verscharrt.

DIE GERSWEILER KRIEGSCHRONIK 1870

Vor 97 Jahren feierte Deutschland nach den ernsten Kriegsjahren 1870/71 den Friedensschluß mit Frankreich. Von diesem Ereignis zeugt in Gersweiler noch eine kleine Steintafel, die bis vor einigen Jahren zwischen der evangelischen Kirche und dem Amtsgebäude in einer Mauer stand ¹⁾. Die Tafel trug die Inschrift: „Andenken an die Friedensfeier 1870/71.“

Abb. 21 Im Jahre 1870 galt unser altes Gersweiler als Bauerndorf mit kleinem industriellem Einschlag. Es lag eine Stunde von Saarbrücken entfernt und zählte 1607 Einwohner. (Alt-Saarbrücken damals 7686 und St. Johann 9143 Köpfe.) Von diesen beiden Städten hatte jede soviel Einwohner wie Gersweiler ungefähr heute.

Maßgebend für die Gersweiler Bürgerschaft war vor allem Saarbrücken, Nach dort gingen die Leute zu Fuß, schließlich konnten sie auch von einem Bauern, der mit seinem Fuhrwerk in der Stadt zu tun hatte, mitgenommen werden. Dort kauften die Leute auch ein, was sie benötigten. Gersweiler besaß nur wenige kleine Lebensmittelgeschäfte und Bäckereien, die gerade die nötigsten Waren feilhielten.

Unsere Kohlengrube „Prinz Wilhelm“, damals eine der größten des Saarlandes, förderte noch. Der Kohlenabbau erfolgte durch Stollen ²⁾.

Die Steingutfabrik am Hirschenberg ³⁾ florierte auch und konnte sich mit den anderen Betrieben gleicher Art an der Saar messen.

Wenn auch die Gersweiler Glashütte ihre Tore kurz zuvor geschlossen hatte, so galt doch noch immer die Hüttenstraße (das Domizil der Glashütte) als Hauptverkehrsstraße des Ortes ⁴⁾. In allen Wirtschaftsbetrieben herrschte rege Tätigkeit.

Die heutige Hauptstraße zeigte noch große Baulücken, und die Häuserreihen endeten an der Einmündung der Hüttenstraße. Ebenso lückenhaft verliefen die wenigen anderen Straßen. So war z. B. die Talstraße noch ein schmaler Feldweg, an dem wohl nicht mehr als drei Häuser standen.

Pferde- und Kuhfuhrwerke belebten die ländlichen Straßen, die sich noch ohne Bürgersteige hinzogen. Gelegentlich überquerten noch allerlei heimische Wildtiere die Wege. — Die Kellergeschosse vieler Häuser dienten als Stallungen, und die Familien, die sich mit größerer Landwirtschaft befaßten, bauten noch eine Scheune an. Vor diesen ländlichen Häusern stand oft ein alter Obstbaum. Die Leute holten ihr Wasser noch an den Laufbrunnen. An schönen Sommerabenden saßen die Männer und Frauen gewöhnlich vor der Türe ihres Hauses und ruhten sich hier von ihrer schweren Tagesarbeit aus. Auch das Meien war noch üblich. Die Alten saßen am Spinnrad, erzählten sich die Neuigkeiten des Tages, und das Jungvolk sang oder vertrieb sich die Zeit mit allerlei Späßen. Das gemüthliche Dorfleben gefiel noch. Gersweiler war und ist heute wieder Grenzdorf.

Das Kriegsjahr 1866 verursachte außergewöhnliche Aufregungen, weil der Krieg mit Österreich bevorstand. Unser Dorf erhielt Einquartierung von preußischen Truppen, da man französische Annektionsgelüste vermutete ⁵⁾. Die Landesgrenze entsprach ungefähr der heutigen.

Wenn sich nun 4 Jahre später unsere Gersweiler wegen eines eventuell bevorstehenden Krieges mit Frankreich sehr bangten, kann man dies gut verstehen.

Als sich dann im Juli 1870 die politischen Ereignisse wieder zuzuspitzen drohten, ließ dies unserm hart an der Grenze gelegenen Gersweiler mit seinen Bürgern keine Ruhe. Überall fürchteten die Leute den eventuell kommenden Krieg mit Frankreich.

Doch vorerst waren es Flüsterunterhaltungen der Pessimisten, aber dann galt es als Tagesgespräch. Auf dem Weg zur Arbeit, in den verschiedenen Betrieben und besonders abends in den Gastwirtschaften debattierten die Zecher heftig. Da die Landesgrenze sehr nahe, mußte schon bald mit einer Besetzung des Dorfes durch französisches Militär gerechnet werden.

Inzwischen unterrichtete die Behörde die in Gersweiler wohnenden Grenzjäger über die eventuell eintretenden Ereignisse. Sie versahen, wie bisher, gewissenhaft, in pünktlicher Ablösung, den Grenzdienst und meldeten ihre Wahrnehmungen sofort an den Auftraggeber nach Saarbrücken.

Morgens und abends beim Wasserholen an den Dorfbrunnen oder beim Begegnen auf den Straßen standen die Leute zusammen und erzählten sich angstvoll die vielen Neuigkeiten.

1870 — 15. 7.

Es war ein Freitag. Da kam ein Gersweiler Bürger von Völklingen zurück. Dort hörte er dies und jenes. „Es wird Krieg geben“, sagte er. — Der Schwager eines Hiesigen aus Krughütte kam von Forbach und erzählte nach seiner Rückkehr: „Die sinn schun am richte uff de Kriech (Krieg).“ Andere, die in Saarbrücken Geschäfte erledigten und zurückkamen, berichteten, daß heute abend noch ein Konzert stattfinden würde. So schlimm kann's also noch nicht sein, meinten diese. Das Konzert fand im neuen Kasino „Harmonie“ statt. Die Ulanenkapelle spielte flotte Märsche, und die Besucher befanden sich in bester Stimmung. Da überbrachte ein Telegrafenvote dem anwesenden Offizier, Major von Pestel, Kommandeur des 7. Ulanen-Regiments, ein Telegramm: „Sofortige Mobilmachung und Besetzung der Grenze befohlen.“ Die Veranstalter beendeten sogleich das Konzert, und wie ein Lauffeuer wird die Mobilmachung in der Stadt und in den umliegenden Ortschaften bekannt.

Abends brachte noch ein Mann, der sich auch an die Hofer'sche Druckerei zur Erlangung eines Extrablattes gewandt hatte, die gedruckte Nachricht mit ins Dorf.

16. 7.

Man meldete, daß die französische Ostbahn ihre Wagen aus Luxemburg zurückzieht und in Metz Vorbereitungen zur Beförderung französischer Truppen trifft. Die Bahn Trier — Saarbrücken ist bei Ensdorf gesperrt ⁶⁾. Heute gibt die Dorfbehörde den Mobilmachungsbefehl durch die Ortsschelle bekannt.

Sämtliche Dienstpflichtige mußten sich auf schnellstem Wege in Engers am Rhein stellen ⁷⁾. Der Abschied der Reservisten und Landwehrleute fiel schwer. Die Frauen, Kinder und sonstige Angehörige begleiteten die Män-

ner auf dem Weg nach Saarbrücken noch ein gut Stück weit, um dann wehklagend und unter vielen Tränen Abschied, vielleicht für immer, zu nehmen. Andere Reservisten und Landwehrleute ließen sich von ihren Bekannten mit einem Fuhrwerk nach dem Saarbrücker Bahnhof fahren. Gut bepackt, wohl versehen mit Lebensmitteln in Säckchen, bunten Tüchern oder Handtaschen traten die Männer in den Bahnhof. Hier standen bereits die Züge nach dem Rhein bereit.

17. 7.

Heute ist Sonntag. Die Kirche zählt viele Besucher. Pfarrer Fechner hielt die Predigt, die mit patriotischen Worten endete. Am Nachmittag eilten die Bauern auf die Felder; galt es doch die Ernte noch heimzuschaffen, damit sie nicht unnötiger Weise verloren ginge. Abends stellte noch ein Amtsbote aus der Stadt den Pferdebesitzern einen Musterungsbefehl für ihre Pferde zu ⁸⁾).

18. 7.

Den Bauern, bzw. den Pferdehaltern ist befohlen, heute Morgen um 6 Uhr auf dem St. Johanner Markt zur Pferdemusterung zu erscheinen. Gegen 4 Uhr nachmittags ist die Musterung beendet. Die alten Bauern warteten schon auf der Dorfstraße und freuten sich sehr, als ihre Pferde wieder zurückkamen. Die Militärverwaltung behielt nur wenige dieser Ackergäule, da der Bedarf gering war. Von 2534 Pferden zog sie 73 ein ⁹⁾).

Der Fabrikbesitzer Schmidt äußerte sich dazu: Unsere Fuhrpferde kamen entgegen unserer Meinung alle wieder zurück, jedoch unser schönes Reitpferd behielt das Militär ¹⁰⁾).

Inzwischen fuhren auf der Saar die französischen Schiffer mit ihren Kähnen talauf. Sie wollten noch vor einer eventuellen Sperre in ihrem Land sein ⁸⁾). Die Behörde setzte die Zollbeamten ein, die durch Vorposten schwach besetzten Grenzen mit zu kontrollieren.

Bald erfolgte auf beiden Seiten eine lebhaftere Erkundigungstätigkeit, bei welcher auch Feindföhlung genommen wurde. Kleine Schießereien blieben dabei nicht aus.

Preußische Patrouillen besuchten oft unser Dorf und den angrenzenden Wald. Die Soldaten sprachen mit uns und erkundigten sich, ob wir keine Franzosen gesehen hätten. Bereitwilligst erhielten sie Auskunft.

Die Gersweiler, ängstlich und nervös, befürchteten immer noch einen französischen Einmarsch. Auch der Fabrikant Schmidt ¹⁰⁾ wollte wissen, was drüben, also jenseits der Grenze, vorgeht. Sein Brennmeister Spellmanns wohnte in dem einsamen Haus direkt an der französischen Grenze bei Schoenecken. Er konnte auf Befragen die beruhigende Antwort geben, daß Schoenecken noch keine Truppen beherbergt; jedoch, so fuhr er fort, seien Chasseurs und französische Infanterie heute in Forbach eingerückt. Schmidt, unser Fabrikant, erzählte weiter: Wir haben heute Lebensmittel eingekauft. Einige Waren sind schon sehr knapp, teuer und zum Teil vergriffen.

19. 7.

Heute vormittag erklingt die Ortsschelle wieder. Die Leute eilen auf die Straße, da erfahren sie die Kriegserklärung gegen Frankreich.

Mit besonderer Heiterkeit erzählten sich die alten Gersweiler folgende Episode, die sich auch am 19. 7., gleich an der Grenze, zugetragen hat: An diesem Morgen beobachtete der Grenzwächter Tempelstein aus Gersweiler einen französischen Soldaten mit Kochgeschirr und Feldflaschen nach Krughütte gehen, um Schnaps einzukaufen. Er teilte dies seinem Kollegen Pape, der auch in Gersweiler wohnte, mit. Letzterer war gleich dafür, den Burschen abzufangen. Am Nachmittag legten sich beide am Maiwieserberg auf die Lauer. Bald sahen sie den Franzmann gemütlich des Wegs daher kommen. Sein Gewehr hatte er zu Hause gelassen, da es ihm hinderlich schien; zudem war ihm bei seinen Einkäufen bisher nie jemand begegnet. Plötzlich erblickte er die Zollbeamten. Er nahm Reißaus. Unser Pape, ein kräftiger, flotter Mensch, lief ihm nach und erwischte ihn noch, bevor er den Kandelbrunnen erreicht hatte, denn von da ab lag der Weg im Blickfeld der in Schoenecken biwakierenden Franzosen. Nun, den Schnapseinkäufer fing man, und die beiden Zollbeamten brachten ihn nach Gersweiler, wo er großes Aufsehen erregte. Die Gersweiler ließen sich diesen Anblick nicht entgehen. Jeder wollte doch den Franzosen sehen. In einem Wirtshaus in der Krughütterstraße kehrten die drei ein. Dem Gefangenen gab man etwas zu essen. Nachdem sich der Soldat von dem Schreck erholt, erzählte er von seinen vielen Dienstjahren, die er in Afrika verbracht hatte. Eine Patrouille der 5. Komp. 40er nahm ihn mit nach Saarbrücken. Er galt als der erste Gefangene von der hiesigen Grenze⁸⁾.

Zu dieser Geschichte schreibt Ruppertsberg noch²²⁾:

Der Franzose gehörte zum 23. Linienregiment. Er trug schlechte Kleidung und sah recht unbedeutend aus, so daß ein Bürger meinte: „Wenn sie alle so sind wie der, dann habt Ihr leichtes Spiel.“

Doch die zuvor genossenen Getränke und die allgemeine Aufmerksamkeit, die sich auf den Franzosen richtete, schienen ihm in den Kopf gestiegen zu sein. Er schimpfte jetzt auf die Prussiens, riß den Adler von seinem Tschako und rief, indem er in der Luft herumfuchtelte, ein übers andere Mal: „Vive l'aigle“ (Es lebe der Adler). Später kam er nach Saarlouis.

Die Lage in Gersweiler gestaltete sich immer schwieriger. Von jetzt ab vermied man unbedingt das Überschreiten der Landesgrenze. Leute, die bisher in Lothringen (Frankreich) ihrem Verdienst nachgingen, blieben von jetzt ab wohlüberlegt zu Hause. Sie fanden als Aushilfe bei unseren hiesigen Bauern Arbeit¹⁸⁾.

Die Eisenbahn nahm heute den Zugverkehr nach Trier und Bingerbrück wieder auf.

Das französische Militär ließ sich von jetzt ab öfters im Dorf sehen. Die Bürger schlossen alsdann Türen und Fenster, und niemand ging auf die Straße. Die Kriegereignisse ermahnten sie zur Vorsicht. Unser Fabrikant Schmidt weiß zu berichten, daß heute Mittag unsere Zöllner zwei gefangene französische Infanteristen vorbeiführten und nach Saarbrücken brachten¹⁰⁾. Weiter notierte Schm. von einer um 5 Uhr nachm. anberaumten Gemeinderatssitzung: Auf der Tagesordnung stand der von ihm eingebrachte Vorschlag einer Bürgerwache. Sodann sollte über die Einquartierungsordnung gesprochen werden. — Er wunderte sich über die vielen zirkulierenden Falschmeldungen.

20. 7.

Heute marschierten die Franzosen wieder ins Dorf ein. „Geht schnell nach Hause, Kinder“, sagte der Lehrer Erfurt¹³⁾, der seinen Unterricht im alten Schulhaus in der Hauptstraße hielt, „die Franzosen kommen.“ Eiligst räumten die Schulkinder die Straße, und wieder schlossen die Bewohner ihre Türen und Fenster. Ja, mancher Geschäftsmann machte schnell sein Firmenschild ab, damit die Franzosen hier kein Geschäft vermuten sollten. Doch heute vergaß die Familie Büch im Unterdorf im zweiten Stock ihres Hauses die Fenster und Läden zu schließen. Sie betrieb eine Gastwirtschaft, ein Kolonialwaren-Geschäft und dazu einen kleineren bäuerlichen Betrieb. Die Franzosen sahen das „offene“ Haus als einen Freundschaftsbeweis an. Sie kehrten ein, tranken und aßen. Die Wirtin berichtete: „Sie zahlten alle mit französischem Geld und niemand blieb etwas schuldig¹¹⁾.“

Unser Fabrikant Schmidt weilte heute in Saarbrücken und erfuhr durch die Bank Röchling, daß alle anderen Fabriken, auch die Gruben, Eisenhütten und Kokswerke ihre Arbeit wieder aufgenommen hätten. Da ihm eine Geldauszahlung zugesichert war, entschloß er sich, seine Steingutfabrik wieder in Gang zu bringen.

Einige Lebensmittel erwarb er noch in der Stadt.

Jetzt denkt er wieder an seinen Betrieb und ist sehr besorgt wegen einer eventuellen Einquartierung und Requisition.

Die Druckerei und Malerei haben wir geräumt und zur Einquartierung leer gemacht. Einen Teil des Hafers (für die Pferde) brachten wir in die Fabrik.

21. 7.

Die Wirtin Büch vom Unterdorf erzählte dem Verfasser:

Ich stand heute Morgen wie immer um 5 Uhr auf. Bei meinem Gang über die Kegelbahn nach den Stallungen umringten mich viele französische Troupiers. Sie versuchten, mich in die Angst zu treiben und setzten mir das aufgefplante Bajonett auf die Brust, andere zielten mit dem Gewehr auf mich. Die in der Nähe weilenden Offiziere ließen die Mannschaften ruhig gewähren. Einige Offiziere beobachteten mit Ferngläsern die Landstraße nach Völklingen, die damals noch ohne Häuser, gut sichtbar, parallel zur Saar verlief.

Ruppersberg weiß ebenfalls von diesem Tage zu berichten und schreibt: 2 Schwadronen Chasseurs und eine Inf.-Abt. unter Führung des Obersten du Ferron besuchten Gersweiler. Die Offiziere gingen in ein Wirtshaus und verlangten „un bock“, also eine Flasche Bier, welche sie sich wohlschmecken ließen und die Flasche mit 50 Cent. bezahlten. Oft genug verlangten die Soldaten auch ein Stück Brot dazu¹¹⁾.

Dazu notierte unser Fabrikant Schm.: Französische Chasseurs sind oben im Dorf, um unsere hiesigen Zollbeamten gefangen zu nehmen. Diese sind aber nach Burbach entkommen.

Seit heute arbeiten wir wieder in unserer Fabrik. Ein Teil der Belegschaft lief aus Angst vor französ. Militär weg.

In der heutigen Gemeinderatssitzung sprachen die Mitglieder über die Einquartierungsordnung und über die Armenunterstützung mit kommissionä-

rer Bewilligung. Und Schm. notierte weiter: Arbeiter seiner Fabrik kamen wieder zurück, außer Paul Weber, Becker, Dierstein, Fürst, L. Ries und Schmidt. Viel Kummer machte ihm die Fertigware, wozu er schrieb: Das Geschirr habe ich an verschiedene Orte verteilt und auf diese Weise sicher gestellt.

22. 7.

Heute herrschte heißes Wetter. Von Gersweiler beobachtete man, daß die Franzosen die Tiefe der Saar zu ermitteln suchten, ein Zeichen, daß sie hier einen Übergang beabsichtigen ¹²⁾.

Gleichzeitig teilte der Ortsvorsteher von Krughütte dem Hauptmann Kosch ²¹⁾ bei einem Patrouillengang mit, daß die Franzosen auch einen Übergang bei Völklingen planten. Darauf ließ das Militär schleunigst die Wehrdener Brücke besetzen. Saarlouis schickte 3 Kompanien des 69. Regts. und Saarbrücken eine Schwadron 7. Ulanen ¹²⁾. Die Saarkähne, so berichtet unser Fabrikant Schm., versenkte man bis auf einen.

Heute Abend ist Franzen, unser Buchhalter, an der Reihe, die Nachtwache zu halten.

23. 7.

Um 6 Uhr heute morgen rückte ein französ. Bataillon vom 23. Rgt. in Gersweiler ein. Der Feind besetzte den alten kath. Friedhof am Großenknopf mit einer Kompagnie. Es ist dies eine Stelle, von der man das ganze Saartal von Völklingen bis Brebach übersehen kann. Eine andere Abteilung kam ins Dorf und umstellte das Haus des Grenzwächters Pape. Es gelang aber Pape, sich durch die Hintertür und weiter durch die Gärten ins Nachbarhaus zu retten. Die Franzosen durchsuchten das ganze Haus auf das Genaueste. Die Speicherräume mit Heu gefüllt, durchstöberten sie eingehend und stachen wie Wahnsinnige mit dem aufgepflanzten Bajonett in das aufgestapelte Heu ¹⁸⁾.

Andere französische Mannschaften marschierten durchs Dorf und kamen hinter der Steingutfabrik an die Saar. Ein Uoffz.-Posten der 40er Inf., der am Burbacher Werk stand und die Furt (etwa, wo sich heute die Burbacher Brücke befindet) bewachen sollte, empfing die Franzosen mit ziemlich starkem Infanteriefeuer. Eine Abt. weiterer 40er lauerte hinter den Mauern der im Bau befindlichen Burbacher Kirche, an der heutigen Bergstraße. Auch diese schienen nicht untätig. Auf französischer Seite gab es 13 Verwundete ¹¹⁾. Hierzu erzählte der Vater d. Verf.: Während dieser Schießerei kamen dauernd französische Soldaten z. T. verwundet durch die Hauptstraße in Richtung Schoeneck. Auf der Straße im Unterdorf lagen eine Menge Ausrüstungsgegenstände, wie Helme, Seitengewehre, Gewehre und Tornister zerstreut herum. Auch vor unserm Hause lag ein schön bepackter Tornister. Zu gerne hätte ich das Stück an mich genommen. Doch immer kamen noch französische Soldaten vorbei, so daß ich mich nicht getraute. Der letzte Soldat hob den Tornister auf und warf ihn in den mitgeführten Wagen.

Da dieses Gewehrfeuer immerhin für Gersweiler das bis jetzt einzige Scharmützel bedeutete, wurde es auch genügend herausgestellt.

Hören wir nun, was Ruppertsberg hierüber u. a. schrieb: Dann stiegen sie nach der Saar hinab und wurden hier von dem am Burbacher Werk stehen-

dem Unteroffiz.-Posten der 5. Komp. Uoffz. Wenzel wirksam beschossen, während der Zug an der Eisenbahnbrücke unter Leutnant Freiherr von Steinäcker ¹⁴⁾ sich fertig machte, die Franzosen kräftig zu begrüßen. Bei diesem Scharmützel sollen auf Seiten der Franzosen 13 Mann gefechtsunfähig geworden sein, während die 40er keine Verluste erlitten. —

Dagegen traf eine Kugel den Kolporteur Ackermann aus Burbach tödlich. Eine andere Kugel verwundete ein daherkommendes Mädchen. Das Burbacher Werk stellte infolge des Gewehrfeuers, durch das ein Arbeiter am Kopf verletzt wurde, eine zeitlang den Betrieb ein. Einige Kugeln schlugen in einen von Saarlouis kommenden Personenzug ein, mit dem auch der französische Gefangene vom 23. Regiment reiste, wahrscheinlich unser Bekannter vom 19. ds. Mts.

Das Militär stellte ihn an ein Wagenfenster, um damit seine Landsleute zu größerer Rücksicht zu veranlassen.

Nachdem ein Zug von der 7. Kompagnie 40er die rechte Flanke der Franzosen bedrohte, zog sich der Feind gegen 10 Uhr zurück. Major von Pestel, der noch während des Gefechts auf dem Kampfplatz in Burbach erschien, ordnete an, daß jetzt die ganze 5. Kompagnie an die Eisenbahnbrücke gezogen werde, um den Fluß und die Bahn bis Völklingen zu bewachen ¹⁵⁾.

Auch das Kriegschronikblatt des Dorfes Burbach erwähnt, daß eine Kugel Ackermann in der Tür seines Hauses in Burbach, in der Bergstraße (es ist heute das Deimling'sche Haus) tödlich traf. Weiterhin trugen auch mehrere Arbeiter im Hüttenbetrieb und ein Mädchen leichte Streifschußverletzungen davon ¹²⁾.

Fabrikant Schmidt, unser Augenzeuge für Gersweiler, hielt diese blutige Angelegenheit wie folgt fest:

Bei meinem Spazierritt heute morgen um 6 Uhr traf ich auf dem Weg nach dem Schanzenberg eine deutsche Patrouille von 12 Mann beim Appell. Ich ritt deshalb gleich wieder zurück.

Später erschreckten mich Rufe der Arbeiterinnen in der Fabrik wegen einiger Franzosen. Ein Bataillon Franzosen vom 23. Inf. Rgt. hatte Gersweiler und Ottenhausen besetzt. Teile davon gingen an unserer Fabrik vorbei an die Saar, aber auch auf den Hirschenberg und schossen von dort, von unserm Wäldchen und von Meyers Haus ¹⁶⁾ auf unsere 40er Infanteristen, die in Burbach hinter dem Schulhaus gedeckt standen. In Burbach töteten die Kugeln einen Zivilisten und verwundeten zwei Personen. Keinem unserer Soldaten geschah etwas zu leid. Die Franzosen zahlten mit einigen Verwundeten. Das Kugelpfeifen hörten wir gut, da sich die Sache in unserer Nähe abspielte. Wegen der Kugeln stellten wir Matratzen vor die Fenster. Um 10 Uhr schien alles wieder ruhig. Später besuchte uns eine Patrouille von 4 unserer Soldaten. Nach dem Abzug der Franzosen fanden wir an den genannten Stellen franz. Patronenhülsen ¹⁰⁾.

Die Franzosen benahmen sich sehr höflich gegen die Einwohner und haben bisher nichts weggenommen.

Elssäler sprachen mit Erfurt. Sie kamen aus dem Lager C. bei Stiering. Während der Plänkelei verschwanden die Arbeiter unserer Fabrik und kamen nicht wieder.

Abends sorgte ich mich sehr wegen einer eventl. Schlacht oder einem Gefecht, wobei die Beschließung unserer Fabrik nicht ausgeschlossen wäre. Ich beschloß deshalb, das Magazin mit den Fertigwaren in Sicherheit zu bringen.

24. 7.

Unsere Wirtin ¹⁸⁾ vom Unterdorf berichtet:

Am Nachmittag kehrte eine kl. Patrouille von 2 preuß. Infanteristen bei uns ein. Jeder trank ein Fläschchen Bier. Wir saßen in der Wirtsstube und plauderten. Da kommt mein ältester Junge herein. Na, habt Ihr keine Schule? Nein, der Lehrer hat uns heimgeschickt. Die Franzosen kommen. Ich sah zum Fenster hinaus. Ca. 200 m oberhalb unseres Hauses kommen auch schon die ersten Rothosen die Straße herunter. Der eine Soldat wird ganz bleich und sagte: „Wir sind verloren!“ „Du Feigling“, entgegnete der andere, trotzdem er auch nicht wußte wohin. Sie wollten sich verstecken lassen. „Nein“, sagte ich, „ich führe Euch noch an die Saar.“ Schnell machten sie sich fertig, nahmen ihre Gewehre, und im Laufschrift gings hinter dem Hause durch die Gärten und die Brunnenwiesen an die Saar. Unsere Rufe hörte der Fährmann und kam. Er nahm die beiden Infanteristen auf, die somit der Gefangennahme entgingen.

Jetzt kehrten die Franzosen bei uns ein. Jeder trank auch ein Fläschchen Bier, und sie bezahlten alle.

26. 7.

Heute fand ein Scharmützel statt, bei welchem die Franzosen 10 Mann verloren und sich zurückzogen ¹⁹⁾.

Unser Fabrikant Schm. ist nun wegen seiner Fertigwaren, die in der Fabrik lagerten, sehr ängstlich. Er bestellte deshalb seine Arbeiter und Arbeiterinnen in den Betrieb. Dazu schreibt er: Den ganzen Tag räumten wir Waren aus dem Magazin in die Gewölbe und verpackten diese dort. Fenster und Türen ließ ich zumauern, denn es sind Gerüchte im Gange, daß für morgen ein Einmarsch der Franzosen bevorsteht.

Um den Franzmännern die Besuche zu verleiden, unternahmen am 25. 7. gegen 3 Uhr morgens die 7. und ein Teil der 5. Kompanie unter den Hauptleuten von Rosen ²⁰⁾ und Kosch ²¹⁾ mit zwei Zügen Ulanen unter Rittmeister von Luck einen Streifzug nach Gersweiler. Unter Führung eines Grenzwächters bogen die 7. Kompanie und die Ulanen links in den Wald ein und legten sich hier in einer Mulde zwischen Gersweiler und Schoenecken in einen Hinterhalt, während Hauptmann Kosch den Waldsaum bei Gersweiler besetzte. Die Franzosen mußten also, wenn sie erschienen, zwischen zwei Feuer kommen.

Doch der schöne Plan zerrann, da die Feinde gerade an diesem Morgen keine Lust zeigten, sich in Gersweiler zu erfrischen.

Nachdem die Unsern in der Nähe die französische Reveille gehört und bis 8 Uhr vergeblich warteten, traten sie den Rückweg an ¹⁸⁾.

Die vielen Besuche der Franzosen erregten Argwohn, insbesondere, da sie die Wohnungen unserer Grenzaufseher genau kannten und außerdem über jeden Weg und Steg Bescheid wußten. Der Verdacht des Verrats lenkte sich

daher auf einen hiesigen Einwohner. Er stammte aus Schoenecken, diente als französischer Soldat und arbeitete immer noch auf der Stieringer Hütte. Durch diese Arbeitsstelle war er in der Lage, zweimal täglich die französische Grenze zu überschreiten. Dadurch kam er mit den französischen Truppen in Berührung. Obwohl die Behörde ihm nichts Bestimmtes nachweisen konnte, hielt sie es doch für geboten, ihn auszuweisen¹⁸⁾.

Die Franzosen kannten Gersweiler sehr genau, das geht auch daraus hervor, daß sie die Lage der Brunnen kannten. Ihre Pferde tränkten sie an unserm Dorfbrunnen in der Brunnenhohl.

Unser Fabrikant Schmidt ist immer noch ängstlich und läßt vorsorglich die Räumung seiner Fabrik fortsetzen. Die Modelle schafften wir heute in die Kanäle, notierte er. Das Zumauern von Fenstern und Türen ist noch nicht fertig.

Fabrikant Schm., ein eifriges Gemeinderatsmitglied und Mitglied des Kreistages Saarbrücken schrieb, daß um 2 Uhr der Kreistag tagt. Auf der Tagesordnung stehen: Geldmittel, Unterstützung, Landwehr pp., Geldbeschaffung und Sandlieferung (wahrscheinlich für die Glashütten). Um 5 Uhr ist wieder Gemeinderatssitzung¹⁹⁾.

26. 7.

Der Zollaufseher aus Klarenthal nahm heute einen französischen Sergeanten vom 23. Inf. Regt. gefangen. Er saß in Klarenthal im Wirtshaus „Zum weißen Roß“ ganz gemütlich beim Bier, dessen er bereits zuviel hatte. Aus seinem Dienstbuch ging hervor, daß er schon 10 Jahre diente und eine Prämie wegen guten Schießens erhielt. Er erzählte über seine Gefangennahme, daß sein Oberst ihn ungerecht behandelt habe. Entrüstet hierüber sei er zu einem Soldaten auf Vorposten gegangen und forderte von diesem ein Gewehr. Er wollte den Prussien zeigen, wie gut er schießen könne, auch dem Oberst, und welch guten Soldaten er beleidigte. Der Posten verweigerte die Herausgabe seines Gewehrs. Darauf sei er ins nächste Wirtshaus gegangen, um seinen Schmerz herunter zu spülen²⁰⁾. Er verlangte von Major Pestel allen Ernstes eine Bescheinigung in sein Dienstbuch, daß er auf die Eroberung eines Zündnadelgewehrs ausgegangen und unterwegs hinterlistig überfallen wurde. Nun erzählt der Fabrikant weiter von seinem Betrieb: In der Fabrik setzte ich die Räumung fort. Den Bisquitofen ließ ich ausgehen. Die Bilanz ist soweit fertig gestellt, so daß ich die Bücher vom Contor in den Keller bringen lassen kann. Auch den Speicher räumten wir. Von 6 – 8 Uhr abends besuchte ich das Stadt-Kasino. Sello²¹⁾ traf ich erst beim Nachhausegehen. Wir sprachen noch über die Sprachgrenze, über Kundgebungen, die für die Presse im Augenblick noch zu früh sind.

27. 7.

Der König ordnete für heute einen allgemeinen Betttag an. Die Predigt hielt in Gersweiler Herr Pfarrer Fechner.

Heute herrscht hoffnungsvolle Stimmung. Wir erfuhren, daß in Trier, im Hunsrück und in der Pfalz viele preußische Truppen stehen. Die Bewaffnung soll gegenüber den Franzosen überlegen sein.

Bei Ludweiler, so berichtet man uns, stieß ein Zug 69er Infanterie mit überlegenen französischen Kräften zusammen.

Unerklärlich bleibt, weshalb die Franzosen die Grenzlinie nicht schon besetzten, da sie doch den deutschen Truppen an Zahl weit überlegen scheinen. Leider besteht immer noch die Ungewißheit über die französischen Kriegspläne und den eventl. Kriegsschauplatz ¹⁰⁾.

28. 7.

Heute morgen führte Leutnant Goldschmied von der 7. Komp. 40 eine Patrouille bis Schoenecken, ohne auf Franzosen zu stoßen ²⁴⁾.

In der Fabrik räumten wir das Lager weiter aus.

Die Gemeinde ließ jetzt die Hecken auf dem Hirschenberg abhauen wegen besserer Sicht für unsere Truppen.

Um 6 Uhr marschierte ein Zug Infanterie hier durch, da das Gerücht umging, daß eine französische Batterie auf dem Hirschenberg stände.

In Richtung Stadt hörte ich Kanonendonner. Am nächsten Tag erfuhr ich, daß die Franzosen von Spichern aus auf den Exerzierplatz geschossen hätten ¹⁰⁾.

Heute erlebten wir ein starkes Gewitter und sind froh, daß es nach der langen Dürre ordentlich geregnet hat ¹⁰⁾.

Jetzt berichtet man mir, daß in die Stadt einige Granaten fielen ¹⁰⁾.

29. 7.

Heute Abend unternahm Leutnant Goldschmied, geführt von einem unserer Grenzwächter, einen Zug nach Schoenecken, um das Nest auszuheben. Doch die Vögel waren ausgeflogen, und nur das große Schild des Kaiserl. Grenzamts brachten unsere Soldaten als Trophäe zurück.

3 Bewohner von Krughütte, welche die Grenze überschritten, hielten die Forbacher als Spione fest und sperrten sie ein.

Trübes Wetter herrscht heute. Ein Teil der Fabrikräume in Mettlach und Wallerfangen richtete die Firma von Boch als Militärhospital ein. In Mettlach stellte Herr von Boch ein Lazarett mit 100 Betten bereit.

Für unseren Betrieb holten wir heute wieder Kohlen, denn es besteht immer noch die Furcht vor einer Barrikade ¹⁰⁾.

30. 7.

Das Wetter ist wieder heiter. Heute morgen marschierten die Franzosen erneut ins Dorf. Überhaupt ist der Vormittag sehr unruhig. 20 – 30 französische Jäger zu Fuß sind im Dorf. Sie zogen sich bald zurück. Wieder hört man Kanonendonner von der Stadt her. Mittags erfahre ich, daß ein Vorpostengefecht bei St. Arnual stattfand. Ein Ulan soll gefallen sein ¹⁰⁾.

31. 7.

Die Ortsschelle verkündet den Aufruf zur Zeichnung einer Kriegsanleihe. – Gewittriges Wetter.

Im Kasino (Saarbr.) höre ich, so teilt unser Fabrikant Schm. weiter mit, daß preußische Truppen erwartet werden. Es sei zu hoffen, daß in einigen Tagen Teile unseres Heeres in Frankreich einrücken. O, dies wäre günstiger als erwartet.

Eine Privatnachricht besagt, daß große Massen Militär auch Ludwigshafen passierten. Unsere Besorgnis ist endlich behoben. Wir sind jetzt froh gestimmt.

Die zuvor gemeldete 5⁰/₁₀ige Bundesanleihe gab die Verwaltung zu 88⁰/₁₀ aus.

Bei der Untersuchung einer französischen Granate verletzte sich ein Schlosser aus der Stadt ¹⁰).

1. 8.

In der Fabrik setzte ich jetzt den Glattofen aus.

In der Stadt traf ich keine Soldaten mehr an. Doch liegen viele Truppen im Köllerthaler Wald und in der Nähe von Burbach ¹⁰).

2. 8.

Langsam wird es jetzt ernst. Die Gewehrschüsse folgen immer häufiger und hörbarer. Ein Uoffz.-Posten des Inf. Regts. No. 69 mit Uoffz. Gippert und 10 Mann, der die Furt zwischen Burbach und Gersweiler sicherte, geriet mit den französ. Vorposten jenseits der Saar, also in Gersweiler, in ein heftiges Feuergefecht. Der Feind verlor dabei 13 Mann an Toten und Verwundeten. Herr B. erzählte: Die Franzosen benutzten auch heute wieder den Hirschenberg in Gersweiler als Ausguck. Im benachbarten Burbach lag preuß. Infanterie. Ein französischer Hauptmann (Kapitän Yzet vom 77. Reg. ²⁶) ritt mit seinem Schimmel auf den Berg. Da wird während einer kl. Schießerei der Reiter mit seinem Pferd von preuß. Kugeln getroffen. O, mon Dieu, mon Dieu, klagt der französische Offizier und verläßt die Stätte. Das gegenseitige Schießen hörte langsam auf. Der Offizier jammerte sehr. Sein Begleiter stützte ihn. Beim Passieren der Hauptstraße in Richtung Oberdorf-Schoeneck setzte sich der Verwundete auf die Mistmauer gegenüber dem Heuweg. Hier starb er. Die Soldaten legten ihn auf den mitgeführten Gepäckwagen und brachten ihn auf diese Weise über die Grenze. Das Pferd ließ man liegen. Nach Abzug der Franzosen sahen wir bald viele Gersweiler auf dem Hirschenberg. Sie eigneten sich ein Stück Fleisch von dem jungen, toten Pferd an. Die Überreste begrub die Gemeinde auf dem Plateau, nahe der alten Linde.

2. 8.

Lassen wir jetzt unsern Fabrikanten Schm. weiter erzählen:

Schönes Wetter ist heute. Ich saß noch am Pult, als Marktleute vorbeiliefen, die sagten: „Heute mittag müssen alle Auswärtigen aus der Stadt. Die Polizei habe dies bekannt gemacht. Plötzlich sah ich unsern Knecht mit den Pferden rasch aus der Fabrik kommen. Kurz darauf fing das Schießen zwischen unseren Truppen in Burbach und den Franzosen hier an. Anfangs schienen die Franzosen auf dem Hirschenberg und in unserm Garten zu stehen, später auf der Kohlenhalde, dann auch in der Fabrik. Das Schießen war nicht so stark wie am Samstag vor 8 Tagen. Es schienen weniger Truppen beteiligt zu sein. Am Mittag hörten wir starkes Kanonenfeuer von der Stadt her, das $\frac{1}{2}$ Stunde dauerte. Später erfolgten noch vereinzelt Schüsse. Um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr sah ich auf der Halde 30 — 40 französische Infanteristen. Sie

lagen mehr der Saar zu und liefen alsdann nach der Fabrik. Zwei getroffene Soldaten wälzten sich auf der Halde ²⁷⁾. Von der Fabrik und dem Berg her wurde das Feuer immer schwächer. Zuletzt schossen nur noch die 40er von Burbach herüber. Um 4 Uhr nachmittags trat Ruhe ein. Die Marktleute gingen weg. Bald darauf kam eine Menge Arbeiter vom Burbacher Markt. Später erschienen drei Soldaten von Burbach, um die Waffen der Gefallenen zu holen. Bei dem kl. Gefecht sollen die Franzosen 2 Tote und 4 Verwundete verloren haben. Man brachte sie auf Schneiders Fuhre ³⁴⁾ weg. Als die drei Soldaten wieder nach Burbach gingen, fielen zwei Kanonenschüsse auf die Wiese.

2. 8.

Die Burbacher Arbeiter sagten, auf dem Exerzierplatz und am Deutschen Haus ²⁸⁾ stände französische Artillerie, und es seien in Malstatt und auf dem Rastpfuhl Häuser in Brand geschossen worden. Vom Rastpfuhl feuere eine preußische Batterie. Es heißt auch: Die Franzosen seien in Saarbrücken eingerückt. In St. Johann stände noch Preuß. Militär. Darauf schaffte ich Koffer und Körbe in die Keller und ließ Mist vor die Läden werfen. Die Nacht war still.

Auch Ruppertsberg weiß von den französischen Truppenbewegungen zu berichten, indem er schreibt:

Am 2. 8. zwischen 9 und 10 Uhr morgens setzten sich die französischen Truppen gegen Saarbrücken in Bewegung. Auf dem linken Flügel ging Oberst du Ferron ²⁵⁾ mit einer Schwadron und drei Bataillonen gegen Gersweiler vor, um Verbindung mit dem auf Wehrden vorrückenden Korps Bazaine zu halten. Chasseurschwadronen schickte die Leitung überall zur Aufklärung vor.

Zwei Begebenheiten werden in Gersweiler von französischen Offizieren berichtet. Als hier die Franzosen in großer Zahl einrückten, stand die Frau eines eingezogenen preuß. Wehrmanns mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm am Fenster und weinte bitterlich. Als dies ein französischer Offizier sah, ritt er ans Fenster heran und sagte in seiner Elsässer Mundart: „Madame ih bruche nidd zu hüle, mir duhn Üch nix.“

Einer armen Frau hatten die Franzosen ihre Ziege weggenommen. Als sie jammernd und wehklagend hinter den Räubern herlief, wurde ein Offizier auf sie aufmerksam, fragte nach dem Grunde ihres Weinens und ersetzte ihr den Schaden reichlich ²⁹⁾.

Über das Vorrücken der Franzosen weiß auch unser Gersweiler Fabrikant zu berichten:

Um 6 Uhr stand ich auf. Es ist alles still, und es sind keine Truppen zu sehen. Leute, aus der Stadt kommend, erzählen, daß unsere Soldaten aus beiden Städten abgezogen seien und die Franzosen diese besetzt hätten. Die Franzosen hätten 117 Kanonen aufgestellt.

Koch ³⁰⁾ bringt die Nachricht, daß 4 französische Infanterie-Regimenter auf dem Exerzierplatz, auf dem Triller und auf dem Winterberg säßen. Sie kämen nur in die Stadt, um Lebensmittel und Getränke zu holen. Die französischen Truppen hätten erst gestern um 7 Uhr Auftrag zum Vorrücken bekommen und seien über die Chaussee und den Rothenhofer Weg ange-

rückt. Zwei preuß. Kanonen hätten weichen müssen. Die Kanoniere zogen sich zuerst nach Saarbrücken, dann nach St. Johann und dann weiter zurück. Auch eine Schwadron Ulanen und 2 – 3 Komp. 40er gingen ebenfalls zurück.

12 Kanonen von französ. Batterien eröffneten ihr Feuer auf den Bahnhof. In St. Johann sollen einige Häuser zerschossen sein. Abends traf man in der Stadt viele betrunkene Franzosen ¹⁰⁾.

Schmidt fährt fort: Mein Bruder war bei Röchlings. Während des Geschützfeuers gingen alle in die Keller. Die Bahn Saarbrücken – Neunkirchen soll außer Betrieb sein. Von Neunkirchen ab ständen überall an der Nahebahn preuß. Truppenmassen, ebenso in Trier. Abends hörte ich um 11 – 12 Uhr noch einige Kanonenschüsse.

4. 8.

Heute morgen regnet es. Den Glattofen haben wir noch voll besetzt. Den neuen Stall ließ ich zumauern.

Beckers Sohn kam zurück und behauptet, daß zahlreiche Truppen auch bei Dudweiler ständen und unsere Artillerie im Wald bei Burbach mit ihren Geschützen. – Während des Mittagessens ritten Husaren vorbei. Sie sind zur Recognoszierung durch den Ort geritten und wieder zurück. Im übrigen ist alles still ¹⁰⁾.

Aus alledem ist zu ersehen, daß die Bevölkerung über die Truppen gut Bescheid weiß. Dies erkannten auch die Franzosen und sie vermuteten dauernd Spione in unserer deutschen Bevölkerung. So kam es oft vor, daß harmlose Leute als Spione verhaftet wurden. Diesem Schicksal konnten auch zwei Bewohner von Krughütte nicht entgehen, der Bergmann Aderhold und der Hüttenarbeiter Klein. In einer Prozeßsache mußten die beiden als Zeugen nach Saarbrücken. Auf dem Heimweg kamen sie am Schanzenberg vorbei. Hier nahmen die Franzosen sie als verdächtig fest. Obwohl ihre Ladungen, die sie vorzeigten, die Unschuld bewiesen, brachte man sie nach Metz. Hier saßen sie bis zur Übergabe der Festung hungernd und frierend in den Kasematten gefangen ³¹⁾.

Der Briefträger sagte uns, die Franzosen lägen vom Exerzierplatz bis Forbach.

Großen Schreck bekamen wir durch zwei Kanonenschüsse. – Die Fenster des Zimmers unserer kranken Schwester stellten wir mit Matratzen zu. Von 5 – 8 Uhr abends besuchten uns der Pfarrer und der Lehrer. Im übrigen war alles still.

Während des Mittagessens sprengten zwei Husaren vorbei. Sie kamen zur Rekognoszierung in den Ort und ritten wieder zurück ¹⁰⁾.

5. 8.

Dieser Tag war ein Freitag. Um 4^{1/2} Uhr morgens werde ich durch 8 – 11 Kanonenschüsse geweckt. Die anderen Familienmitglieder standen auf. Da sich aber weiter nichts ereignete, blieb ich liegen. Es scheint ein schöner Tag zu werden, und dazu habe ich heute Geburtstag. Schlechte Nachrichten gehen mir von Saarbrücken zu. Da wird bestätigt, daß die Franzosen den großen Exerzierplatz bis zum Winterberg besetzt halten. Sie verschanzten sich

dort. Das Deutschherrnhaus soll abgebrannt sein. — Nach Meldungen befinden sich das 7. und 8. A.K. in Heusweiler, Dudweiler und Umgegend. Unsere Artillerie steht in Burbach und schießt sich ein. Es ist jetzt 11 Uhr. Grüne Husaren reiten bis zum Willerbach zurück. Sie sind in Krughütte und Schoenecken gewesen. Man hört, daß wieder französische Chasseurs über Schoeneck hinaus Erkundigungen einziehen. Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr fällt eine Anzahl Flintenschüsse. Weber (ein Arbeiter der Fabrik) machte deshalb unnötiger Weise Alarm. Um 7 Uhr abends sind wieder zwei grüne Husaren hier.

Heute räumten wir in der Fabrik nichts mehr, und ich muß sagen, Haus und Fabrik sind in Ordnung.

Krohmeiers Milchwagen vom Aschbacher Hof wird nicht mehr durchgelassen. Die Nacht ist ruhig.

6. 8.

Heute ist Samstag. Man erzählt, daß die Franzosen von den Höhen bei Saarbrücken abgezogen wären. Von Völklingen aus seien große preußische Truppenmassen durch Geislaunern nach Frankreich marschiert. Den ganzen Vormittag gehen Truppen-Marschzüge über die Köllerthalerstraße nach Saarbrücken. Grüne Husaren patrouillieren im Dorf. Heute morgen gehen viele Leute nach dem Exerzierplatz.

Soeben erhalte ich die Nachricht, daß unsere Kavallerie nach dem Exerzierplatz vorgeht. Infanterie und Artillerie folgen. Man hört Gewehrfeuer. Anscheinend hat sich auch ein Gefecht bei Schoeneck entwickelt. Ich bin etwas ängstlich und befürchte, daß sich das Gefecht nach hier ziehen könne. Mittags reiten grüne Husaren in Richtung nach Schoenecken. Eben haben wir ein Husarenpferd eingefangen und bei uns eingestellt. Ich schickte daraufhin einige von unseren Arbeitern aus, um Verwundete zu holen. Von 11 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags war starkes Geschütz- und Gewehrfeuer in Richtung Forbach zu hören. Es muß dort zur Schlacht gekommen sein. Nach 4 Uhr kommen unsere Leute zurück und bringen statt den geglaubten verwundeten Husaren verwundete Infanteristen. Um 5^{1/2} Uhr schickte ich wieder einen Wagen nach dem Schoenecker Feld, um Verwundete zu holen, da gesagt wurde, daß im Gersweiler Wald eine Menge Infanteristen lägen. Die ersten 36 Mann werden im Pfarrhaus untergebracht und zwei bei meinem Bruder Karl. Wir haben uns entschlossen, noch 3 Mann aufzunehmen und lassen rasch die Zimmer instandsetzen. Unser Wagen kommt zurück und bringt 4 Verwundete. Drei davon nahmen wir, und ein Mann wurde bei Franzen, unserm Buchhalter, untergebracht. Wegen weiterer Unterbringung von Verwundeten ging ich ins Dorf, um mit dem Bürgermeister zu sprechen. Oben auf der Höhe (Hasenbühl) ist immer noch starkes Geschütz- und Gewehrfeuer zu hören. Es dauerte bis heute abend 8 Uhr an. Die Wagen der ganzen Umgegend fahren durch Gersweiler nach dem Schoenecker Feld, um Verwundete zu holen. Die Blessierten liegen auch im Schoenecker Wald und an der ganzen Grenze entlang bis zum Drahtzug. Hierher kommen meist Verwundete vom 53. u. 74. Inf. Rgt. Sie litten stark und hatten französische Jäger als Gegner. Im Laufe des Nachmittags führte man 20 — 30 französische Gefangene hier durch. Großer Kampf soll auch am Spicherer Berg gewütet haben. Die Eisenhütte in Stieringen steht in Flammen. Es ver-

lautet, daß die Spicherer Höhe unter großen Verlusten für die preußischen Truppen genommen wurde. Um 8 Uhr reitet ein Dragoner-Regt., die Achselklappen mit der Krone und A gezeichnet, durchs Dorf zur Stadt. —

Soeben wird durch die Ortsschelle bekannt gemacht, daß Truppen bei Schoenecken liegen, die ganz hungrig wären. Das Dorf soll Lebensmittel schicken. Man hört, daß viele Regimenter seit morgens nicht mehr gegessen hätten, auch die 53er und 74er nicht. Sie sind durch die Eifel marschiert und hatten nur wenig Verpflegung. Die 77er sind auch hier. Es ist rührend, wie selbst die ärmsten Leute Lebensmittel zu den Truppen trugen. — Im ganzen Dorf ist kein Brot zu haben. Ich schickte einen Boten nach Burbach, um den Soldaten etwas zu helfen. Er brachte 20 Brote, 24 Flaschen Pfalzwein und 1000 Zigarren. Einen Wagen von uns mit Paul Weber und Zimmermann schickte ich mit Verwundeten zur Stadt. Zwei gesunde Soldaten und einen Krankenwärter behielt ich über Nacht, um die kommenden Verwundeten zu verbinden ¹⁰⁾.

6. 8.

In ähnlicher Weise wie oben, äußerte sich Herr Carl Büch sen.:

Heute früh ist wieder starker Kanonendonner hörbar. Es scheint bitter gekämpft zu werden. Gegen 10 Uhr ertönte die Ortsschelle. Es wird bekannt gemacht, daß man die Soldaten im Felde, in Richtung Stieringen, mit Essen unterstützen möge. Die Mannschaften und Offiziere hätten seit gestern mittag nichts mehr gegessen.

Daraufhin machten sich viele Gersweiler auf den Weg in Richtung Schlackenberg. Hier waren bereits schwere Kämpfe im Gange.

Dazu erzählt der Vater des Verf.: Schon früh kochten wir heute das Mittagessen. Man wollte auf die Aufforderung hin die Soldaten kräftig unterstützen. Meine Mutter machte einen Henkelkorb mit Essen zurecht. Mein Vater holte noch einige Flaschen Wein dazu. Nachdem wir gegessen hatten, bat ich, mitgehen zu dürfen. Auf dem nahen Feld sahen wir bereits mehrere Männer mit Körben bepackt nach dem Wald zu gehen. Das Schießen hörten wir immer deutlicher. Als wir an die Grenze kamen, etwa in die Nähe der heutigen Wirtschaft „Zum Paradies“, sahen wir überall verwundete Soldaten liegen; teilweise lagen sie allein, andere waren bereits in der Obhut von Civilisten. Letztere verbanden die Verwundeten und gaben ihnen zu essen. Plötzlich sahen wir, wie unsere Soldaten in dichten Kolonnen im Laufschrift von Richtung Schlackenberg zurückfluteten. Die französischen Kugeln prasselten in die Bäume ³²⁾. Alle Zivilisten, die sich über das ganze Feld verteilt hatten, liefen schnellstens in die Mulde des angrenzenden Saarbrücker Waldes, der nach den alten Schießständen zu abfällt.

Wir alle saßen alsdann gebückt und den Kopf noch etwas gesenkt zusammen und warteten, bis dieses Knattern in den Bäumen aufhörte. Alsdann verteilten wir weiter das mitgebrachte Essen und versorgten die Verwundeten. Erst am Spätnachmittag traten wir den Rückweg an. Doch die Kämpfe mit dem heftigen Schießen gingen weiter.

Viele dieser Verwundeten transportierte die Gersweiler Bevölkerung ins Dorf. Zwei davon starben in Gersweiler.

Auf den beiden alten, bereits abgeräumten Friedhöfen an der Hauptstraße nach Ottenhausen gelegen, die inzwischen je in eine Anlage verwandelt wurden, befindet sich noch je ein Grab. Die Grabsteine sind noch erhalten und die Inschriften lauten:

a) Katholischer Friedhof am Großenknopf

Hier ruht
Friedrich August Othmer
Soldat
im 2. Hannoverischen Inf. Regt. No. 77
Er starb den Heldentod
für König und Vaterland
am 6. August 1870

b) Evangelischer Friedhof gegenüber der Theresienstraße:

Hier ruht
Johann Heinrich Weber
Gefreiter
im 53. Inf. Regt.
Er starb den Heldentod
für König und Vaterland
am 6. August 1870

Auf dem Sockel beider Steine ist zu lesen:

Zum Andenken an die Gedächtnisfeier der Schlacht
bei Spichern errichtet von dem Festkomité zu
Gersweiler am 6. August 1871.

Bei einer Patrouille am 6. August 1870 fielen in Schoenecken vom 2. Husaren-Rgt. No. 11 zwei grüne Husaren. Man beerdigte sie in einem Hausgarten, an der Stelle, an der sie fielen und starben. — Von Gersweiler Bürgern konnte ein Husarenpferd am selben Tage eingefangen werden, welches später nach Saarbrücken kam.

Im Jahre 1905 wollte der Besitzer des Grundstücks, auf welchem das Soldatengrab lag, einen Bau erstellen. Dazu brauchte er auch den Platz des Grabes. Die Verwaltung gab ihn frei. Die beiden Tapferen mußten umgebettet werden. Viele Abordnungen von den am 6. August 1870 hier eingesetzt gewesenen Regimentern erschienen zu der erneuten Beerdigung. Aber auch viele alte sonstige Veteranen, Kriegervereine und viel Volk war zugegen (auch der Verf.). Die noch vorhandenen irdischen Reste der beiden Kämpfer wurden eingesargt. Regimentsangehörige trugen den Sarg. An der Grabstelle formierte sich der Trauerzug, welcher sich dann durch die enge Dorfstraße nach der Kirche in Bewegung setzte. In der Schoenecker Kirche erfolgte die Einsegnung. Alsdann ging's mit Trauermärschen einer Militärkapelle nach der neuen Grabstelle, östlich am Dorfausgang von Schoenecken, auf deutschem Boden gelegen. Nach den Grabreden ertönte ein Choral, dem eine Salve folgte³³⁾.

Später errichteten das Regiment und der Verband ehemaliger 11. Husaren neben dem Grab eine Ehrensäule. Sie trägt folgende Inschriften:

In treuem Gedenken
den
am 6. August 1870
vor dem Feinde gefallenen Husaren
Georg Christ. Dithmers
der II. Eskadron
Michael Kürten
der V. Eskadron

2. Westfäl. Husaren-Regiment No. 11
errichtet von den aktiven, inaktiven
Reserven- und Landwehroffizieren des Regiments
und dem Verband ehemal. 11. Husaren

Das Denkmal besteht aus hellem Sandstein. Der in der Mitte auf einem Sockel angebracht gewesene Adler (aus Bronze) fehlt jetzt. Er war der zweite. Den ersten stahl ein übler Bursche um 1918.

Der Grabhügel rechts daneben trägt ein Eisenkreuz mit der Aufschrift

6. 8. 1870

und ist mit Blumen bepflanzt. Eine dabei stehende Trauerweide hat sich gut entwickelt.



Die in vorstehendem Bericht erwähnte kleine Steintafel befand sich in einer Mauer, die zwischen dem Amtsgebäude und der evangl. Kirche stand und vor wenigen Jahren entfernt wurde. Nach Beseitigung der Mauer legte man die Tafel an der betreffenden Stelle, ohne besondere Vorkehrung, einfach auf die Erde. Vor der Tafel stand eine Linde, die später durch eine Birke, die heute noch steht, ersetzt wurde.

Anmerkungen und Quellen:

Die vorstehende Arbeit über die Erlebnisse der Gersweiler Bürger, während der ersten Kriegswochen 1870, wurde geschrieben, um die bisherige Lücke in der Chronik Gersweilers auszufüllen. Der Verfasser notierte bereits im 40. Gedenkjahr der Schlacht bei Spichern, im Jahre 1910, die Erlebnisse bzw. Aussagen von Personen, die diese Wochen noch miterlebten.

- 1) Die Mauer ist beseitigt und die Steintafel legte man primitiv auf die Erde zwischen der Kirche und dem Amtsgebäude. Die Inschrift ist jetzt schon stark verwittert. Hinweise und Vorsprache bei dem damaligen Bürgermeister H. blieben ohne Erfolg. Der Verf.
- 2) Büch Carl: Die Gersweiler Kohlengruben, in Saarbrücker Hefte Nr. 19.
- 3) Büch Carl: Die Gersweiler Steingutfabrik Gebr. Schmidt, Auszug in Saarheimat, Heft 11, 1959.
- 4) Büch Carl: Ehemalige Glashütten in Gersweiler. In: Die Schule, Nr. XLI/1958.
- 5) Handgeschr. Tagebuch Karl Schm'dt, Gersweiler, im Besitze von Frau Schmidt, Hilbringen.
- 6) Ruppertsberg: Saarbr. Kriegschronik, 5. Aufl., Leipzig 1914, Seite 7.
- 7) Ruppertsberg: Saarbr. Kriegschronik, 5. Aufl., Leipzig 1914, Seite 10.
- 8) Ruppertsberg: Saarbr. Kriegschronik, 5. Aufl., Leipzig 1914, Seite 7.
- 9) Ruppertsberg: Saarbr. Kriegschronik, 5. Aufl., Leipzig 1914, Seite 14.
- 10) Gelegentlich wurden dem Verf. von Frau Maria Schmidt, Schloß Hilbringen, Aufzeichnungen des Fabrikanten Schmidt Wilhelm, Gersweiler, übergeben. Er hatte darin die Tage und Wochen des Kriegsanfangs 1870 aufgezeichnet und geschildert. Der Verf. hat die Begebenheiten, soweit sie sich eigneten, in vorstehender Arbeit verwendet. Er nennt ihn: „Unser Fabrikant Schm.“.
- 11) Ruppertsberg, wie oben, Kriegschronik, Seite 42.
Die von Ruppertsberg, Seite 42, beanstandeten Preise und Bemerkungen sind wahrscheinlich eine Utopie. Trotz Vorsprache bei allen hiesigen Wirten (um 1910) wurde übereinstimmend gesagt, daß sich kein Wirt getraut hätte, einen Überpreis zu verlangen. Dies schien den Inhabern von Gastwirtschaften zu gefährlich, denn es war Krieg.
- 12) Ruppertsberg, wie oben, Seite 43.
- 13) Erfurth war Lehrer an der evangl. Volksschule in Gersweiler.
- 14) Leutnant Freiherr von Steinäcker beim 2. Bat. 40. Inf.-Regt., Saarbrücken-Spichern, dann Adj. des 1. Bat. bei Major Freiherr von Rosen, später General-Ltn. und Gouverneur von Posen.
- 15) Ruppertsberg, wie oben, Seite 44.
- 16) Meyers Haus ist das alte Bauernhaus, die heutige Weinstube am Hirschenberg in Gersweiler, an der Hauptstraße.
- 17) Das Dorf Burbach schrieb für die Juli- und Augusttage 1870 ein Kriegschronik-Blatt und erwähnt auch Ackermann.
- 18) Die Wirtin von Underdorf, von welcher oft die Rede ist, hieß Frau Dorothea Büch geb. Deutsch. Sie wohnte in Gersweiler in der Hauptstraße.
- 19) Die vollständige Geschichte des Deutschen Krieges gegen Frankreich in den Jahren 1870/71 von Wilh. Angerstein, Berlin, Verlag Leonhard Simion, Berlin 1871, Seite 65.
- 20) Freiherr v. Rosen, 7/40, führte später das 1. Bat. als Major im Feldzug, hat die Schlacht bei Saarbrücken-Spichern und den ganzen Feldzug mitgemacht. E. K. I. Kl.
- 21) Hauptmann Kosch führte die 5/40, machte die Gefechte bei Saarbrücken mit, erhielt bei Mars la Tour eine schwere Verwundung am Bein, das verkürzt wurde, und kam später zum Bezirkskommando Diedenhofen.
- 22) Ruppertsberg, Saarbrücker Kriegschronik, Seite 39.
- 23) Sello war Bergrat in Saarbrücken und Freund und Kollege des Vaters von Wilh. Schmidt, Gersweiler.
- 24) Ltn. Goldschmied, 2/40, machte die Gefechte bei Saarbrücken mit, Sturm auf Spichern, schwer verwundet bei Mars la Tour. Nach dem Feldzug war er Invalide und starb dann.
- 25) Oberst du Ferron von den 4. Jägern hatte mit einer Schwadron seines Regiments und zwei Bataillonen der 1. Brigade der Division Vergé einen Erkundungsvorstoß bis Gersweiler auszuführen, um die Fühlung zwischen den Bewegungen des 2. Korps und denen des Marschalls Bazaine herzustellen.
- 26) Ruppertsberg, Saarbrücker Kriegschronik, Seite 146.
- 27) Bei dieser Halde handelt es sich um ein Kohlenlager der Gersweiler Grube „Prinz Wilhelm“. Gleich hinter der Steingutfabrik befand sich ein Kohlenstollen vorgenannter Grube.
- 28) Mit „Deutschem Haus“ ist das Deutsch-Herren-Haus gemeint.
- 29) Siehe Ruppertsberg, Saarbrücker Kriegschronik, Seite 159.
- 30) Koch war Hausmeister in der Villa Schmidt, am Osteingang Gersweilers, sein Sohn später Lehrer in Gersweiler.
- 31) Ruppertsberg, Saarbrücker Kriegschronik, Seite 161.
- 32) Um 1960 fällte man in der Nähe des damaligen Schlachtfeldes alte Buchen. Bei einem Spaziergang mit Herrn Rektor Albrecht, Saarbrücken 5, erinnerte ich mich meiner diesbezüglichen Aufzeichnungen. Wir untersuchten die alten Buchen und fanden viele Eisenteile und Inf.-Kugeln, die im Kernholz des Baumes steckten. Andenken an 1870, sagte ich. (d. Verf.)
- 33) Erlebnisse des Verfassers.
- 34) Schneider Jak. war Fuhrmann und wohnte im Hause gleich oberhalb des Heuweges, heute das Wohnhaus des Verfassers.

JAGDSCHLOSS KARLSBRUNN

Im Saarland wurden Ende des 18. Jahrhunderts unter anderem zwei Schlösser vergleichbaren Namens gebaut, die sich, in Umfang und Ausstattung, wahrhaft diametral gegenüberstehen: Karlsbrunn im Warndt und Karlsberg bei Homburg. Hier soll von Karlsbrunn die Rede sein. Ein Blick auf Karlsberg aber, läßt die Eigenheiten unseres kleinen Schlosses Karlsbrunn umso deutlicher erscheinen und gibt überhaupt interessante Relationen zu dem, was die Schloßmode des späten 18. Jahrhunderts an extremen Schöpfungen hervorbrachte. Beide Schlösser entstanden in der letzten Zeit des linksrheinischen Feudalismus, Karlsberg 1785 vollendet, Karlsbrunn gebaut in den Jahren 1783/86. Beide Anlagen entstammten also der gleichen Zeit. Beide wurden gleicherweise nach dem Landesherrn benannt, Karlsbrunn nach Graf Karl Ludwig von Nassau-Saarbrücken, Karlsberg nach Karl II. August von Zweibrücken. Karlsbrunn ist ein Schloß kleinsten Ausmaßes. In den Schloßkomplex von Karlsberg, welcher als die größte Landresidenz Europas gilt, ließ es sich vielleicht hundertmal oder mehr hineinstellen. Karlsberg präsentierte sich hoch mit weiter Aussicht; es war der Renommierbau eines immerhin auf den bayerischen Königsstuhl prächtenderen Westrichherzogs. Karlsbrunn hingegen, nicht größer als steinwurfweit im Geviert, versteckte sich im stillsten Winkel des Landes, ein buen retiro des Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrücken (1768–1794). Das Vergleichsspiel ließe sich fortführen. Kompagnien von Soldaten lagen auf dem Berg bei Homburg. Tausendfünfhundert Pferde standen in den Marställen. Ethnographika aus aller Welt umgaben den Zweibrücker Herzog, in Bambushütten und Zelten hausend. Exotische Vögel hüpfen in silberumsponnenem Baum. Ludwig indessen hatte an seinen Karlsbrunnern sein Plaisir und erfreute sich an den Amseln. In Karlsbrunn genügte zur Besetzung des Schilderhauses ein Soldat, vielleicht waren es auch zwei oder drei. Das Schilderhaus steht noch vor dem Treppenaltan. Eine gehörige Pferdekoppel muß allerdings vorhanden gewesen sein.

Die Herrlichkeit auf dem Karlsberg ist dahin. Vor einigen Jahren suchte man nach Mauern. In Karlsbrunn braucht man nichts auszugraben. Hirschgeweihe hängen am Tor und zeigen den Amtssitz eines Forstmeisters an. Wintertags wird vor dem verwaisten Schilderhaus Strecke gelegt. Man bläst ein Halali, nicht viel anders als vor nun knapp zweihundert Jahren.

Was verschonte Karlsbrunn, als ringsum die Revolutionsfeuer brannten? Etwa weil der Fürst leutselig war? Man sagt ihm eine liberale Gesinnung nach, obwohl gelegentlich auch behauptet wird, Ideen und Taten hätten sich nicht ganz auf demselben Nenner befunden („Ludwig ging ganz in den Ideen der Aufklärung auf, huldigte aber mehr ihrer schöngestigen Seite . . .“) ¹⁾. Beweist aber nicht die Tatsache, daß er ein Fechtmädchen heiratete – den schlimmsten Familienstreit voraus wissend – daß er dem neuen Geist zugetan war? – Oder ein Anderes: Zur gleichen Zeit, als der Herzog von Zweibrücken auf dem Karlsberg, wie A. Freiherr von Knigge schreibt, seinen Park besser als die Gärten der Hesperiden durch geflügelte Drachen,

durch schnurrbärtige Grenadiere bewachen ließ, lud Ludwig die Bürger seiner Städte zum Spaziergehen nicht nur in den alten Gärten des Halbergs, sondern auch in dem ihm lieben Dianenhain auf dem Ludwigsberg ein. Es gibt noch manch andere Beispiele unkonventioneller Gesinnung. Knigge teilt sie mit. Der Fürst sei der damals in den Rheinlanden grassierenden Gallomanie und Nachahmungssucht äußerst feindlich gesonnen gewesen. Bei ihm hätte man fast nur „deutsch“ gesprochen. In Dudweiler habe sich ein Haus befunden, wo sich der Fürst einmal im Jahr zurückzuziehen pflegte. Man habe eine ländliche Mahlzeit gehalten ohne allen städtischen Zwang und Prunk. Während der Herr auf Karlsberg vor dem Bankrott stand, verschuldet bis über die Ohren, brachte Fürst Ludwig immerhin die Landeskasse in Ordnung und bezahlte die Schulden seines Vaters.

Von der Planung zum Schloßbau in Karlsbrunn wissen wir nicht viel. Nach W. Zimmermann, Verfasser einer Kunsttopographie des Stadt- und Landkreises Saarbrücken, soll der Mittelbau im Jahre 1783 nach Entwürfen des Oberbaudirektors v. Welling errichtet, die Seitenflügel aber erst unter dessen Nachfolger Wilhelm Balthasar Stengel, dem Sohn des bedeutenden Architekten F. J. Stengel, 1786 angefügt worden sein ²⁾.

B a u b e s c h r e i b u n g

Der genannte Mittelbau ruht mit zwei Stockwerken auf einem hochanstehenden Kellergeschoß. Über einer vorgelagerten, altanförmigen Freitreppe findet der Besucher den Eingang nicht wie sonst an barocken Herrschaftsbauten üblich in der Mitte, sondern ganz an der Seite. Einen repräsentativen Mittelgang verbot einfach der schmale Grundriß. Die Treppentwange des Altans beginnt mit einer kurzen, in Sandstein gehauenen Schnecke. Es sind schöne, glatte Quader vorgeblendet, die zu beiden Seiten vergitterte Fenster und Türen aussparen. Das jetzige Geländer ist neueren Datums. Mit Mörtel zugestrichene Löcher zeigen an, wo die Eisenstäbe ursprünglich saßen. Über dieser also doppelläufigen, altanförmigen Treppe steht das Erdgeschoß mit gleichmäßig proportionierten, in Stichbögen geschlossenen Fenstern. Die Fenster des Obergeschosses stehen in der Achse und wiederholen die Öffnungen des Untergeschosses. Ein Gurtstreifen dazwischen verbindet die seitlichen Quaderstreifen ³⁾. Das in den Giebeln abgewalmte, ziemlich steile Satteldach ist nach örtlicher Bausitte mit Biberschwanzziegeln gedeckt und mit Schiefnern gebördelt. Nach dem Krieg mußte es erneuert werden; die eichenen Pfetten und Sparren konnten bleiben. Obwohl das heutige Dach wie auch das Dach der Vorkriegszeit — ein Photo weist es aus — die sogen. doppelte Deckung zeigt, dürften ursprünglich, wie es im Saarland des 18. und 19. Jahrhunderts üblich war, in einfacher Reihung gedeckt gewesen sein.

An den Seiten des Hauptbaues schließen sich mit der Dachtraufe bis zum Gurtband reichende Nebengebäude an, die bald und in gleicher Firsthöhe als zweigeschossige, gleichlange Flügelbauten nach vorn knicken und bis zur abschließenden Einfriedungs- und Stützmauer reichen. Dieses offene Viereck schließt einen fast quadratischen Hof ein (21,85:23,35 m), ein Cour d'Honneur, wie er der Baugepflogenheit des 17. und 18. Jahrhunderts entspricht. Die nach dem Krieg erneuerte Stützmauer war ehemals von etwas vorkragenden Platten bedeckt ⁴⁾. Auch eine seitliche Schlupfporte ist wahr-

scheinlich nicht ursprünglich. Die Mauer verband korrekt beide Gebäudeecken. Die Einfahrt mit einfachem Korbbogenschluß geht durch den linken Flügelbau. Gleichweise öffnete sich nebenan ein Tor zur Scheune. Das Holz der glatten Türflügel dürfte noch ursprünglich sein. Die Türe des Mittelbaues wurde indessen 1949 an Stelle der im Krieg beschädigten älteren Türe eingesetzt. Ein in den zwanziger Jahren von Konservator Klein gemachtes Photo zeigt im Oberteil undeutlich eine vergitterte Glasfüllung, über der eine verschnörkelte Kartusche sitzt⁵⁾. Wie mir Oberforstmeister Sieberger sagt, der viele Jahre hier wohnte, befand sich darin das saarbrückische Wappen. Auf den Füllungen darunter figurierte erlegtes Wild, ein Hase und eine Ente, geschnitzt und bunt bemalt. Es dürfte sich um eine Türe aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg handeln, wahrscheinlich unter Forstmeister v. d. Leye gefertigt, über dessen glanzvolle Etiketke weiter unten noch die Rede ist. Die Inneneinteilung des Mittelbaues scheint noch ganz dem ursprünglichen Zustand zu entsprechen. Ein später am Hinterhaus angebauter Wintergarten wurde um 1936 wieder entfernt. Auch die Innentreppe mit geschweift ausgeschnittenen Brettsprossen ist wie auch einige Türgewände noch original. In den Füllungen sind kleine Ecken ausgespart. Im vorderen Zimmer des Obergeschosses befand sich ein kräftig vorspringender offener Kamin. Er war ganz schmucklos und bestand eigentlich nur, in Sandstein gehauen, aus geraden Wangen und einfachem Gesims. Die Stelle (um 1936 wurde der Kamin entfernt), zeichnet sich oben in der Wand noch durch einen Vorsprung ab. Der aufgehende Schornstein verlief dann schräg hoch und schnitt in die Decke des benachbarten Zimmers ein. Offenbar war das Kaminzimmer der bevorzugte Wohnraum und das Zimmer nebenan das Schlafzimmer der Herrschaft (welches wohl vermittlels einer Eisenplatte mitgeheizt werden konnte).

Zu ebener Erde des südwestlichen Flügelbaues, aber auch in dem Pendant, befanden sich Remisen und Stallungen. Die Räume darüber sind seit 1959 in Büroräume neu eingeteilt.

Der heutige gelb-braune Anstrich scheint nicht stilgerecht. Schon die Saarbrücker Bauten des früheren Rokoko waren in einem lichten Grau-weiß gehalten. Daran änderte sich auch nichts während des Klassizismus der achtziger Jahre. In Karlsberg waren Lisenen, Fenstergewände usw. dunkel, die Mauerfüllungen hell getönt⁶⁾.

Alles in allem sieht sich der Besucher noch heute einem in den Proportionen wohl ausgewogenen Bauensemble gegenüber. Ein kleines Accessoir fällt noch auf, ein Schilderhaus vor dem Altan. Die Wände aus Sandsteinplatten stehen auf sechseckigem Grundriß. Es springen dünne Lisenen vor. Oberauf sitzt eine aus mehreren Quadern gefügte geschweifte Haube. Eine aufragende Fläche mit Dübelloch zeigt an, daß die Haube ehemals ein Schlußstück besaß, eine Vase oder etwas Ähnliches⁷⁾. Der Eintritt ist hoch und schmal (43:225 cm). Der Wachtposten durfte also groß, aber nicht dick sein. Ein Mann von 1,90 m Länge, zuzüglich ein gehöriges Maß für eine Grenadiermütze, brauchte also nicht anzustoßen (für lange Kerle interessierte man sich auch in Saarbrücken; es wird von „riesigen Heuducken“ gesprochen).

Schließlich ist noch ein heute verschlossener runder Schachtbrunnen in der Ecke des Hofes zu nennen.

Zur Baugeschichte

Man kann sich des Eindrucks der gewollten Schlichtheit an diesem Bauwerk nicht entziehen. Es ist offenbar alles vermieden, was nach Aufwand aussieht. Das ursprüngliche Außentreppengeländer mag fülliger gewesen sein. Schade, daß die neuen Fenster nicht in der alten Sprossenteilung erneuert wurden. Schlichte Klapppläden schlossen sie zu. Natürlich verhehlt der Mitteltrakt dennoch nicht den Herrschaftsbau. Eigentümlich ländlich wirken jedoch die Flügelbauten mit ihren sorglos verteilten Fenstern und Scheunentoren, wie sie sich an jedem Bauernhaus dieser Zeit finden. Es mutet auch merkwürdig an, daß man den Verkehr durch ein so enges Tor zwängte, wo sich doch eine freie Front für repräsentative Auffahrten und Treppenläufe anbot. Die Hanglage war wie geschaffen dazu. Statt dessen eine schlichte gerade Mauer ⁸⁾!

Wie es zu dieser zurückhaltenden Fassade kam, läßt sich kaum mehr ergründen. In der Kunst beschritt man damals neue Wege. Der Schnörkel verschwand; klassizistische Formen breiteten sich aus. Und gerade diesem neuen Bestreben hatte sich der damalige Oberbau- und Chausseedirektor Johann Philipp von Welling, der Nachfolger Stengels und Erbauer des Mitteltraktes verschrieben. Wir hören, daß er noch zu Lebzeiten Stengels dessen Bauten veränderte und z. B. Fenster- und Balkongitter am Saarbrücker Schloß durch gußeiserne Stäbe ersetzte ⁹⁾. Doch auch, als Stengels Sohn Wilhelm Balthasar den v. Welling ablöste und den Bau fortführte, also die Flügelbauten anschoß, blieb es eigentümlicherweise beim gleichen Stil, ja, man baute noch derber. Vielleicht haben dabei die Intentionen des Bauherrn eine Rolle gespielt. Weniger wohl als die Sparsamkeit dürfte sich eine Neigung zur geschmäckerlichen Schlichtheit hervorkehren, wie sie die Rousseauschen Ideen im Gefolge hatten (beiläufig wissen wir ja auch von „Rousseauinseln“, die sich in den saarbrückischen Gärten befanden).

Die Bauern- und Soldatenspielerei

Vor allem zeugte der sogen. Schönthaler Hof, auf dessen Vergleichbarkeit mit Karlsbrunn mich Dieter Heinz aufmerksam machte, von der „Sehnsucht nach dem einfachen Leben“. Der Fürst ließ seiner Gemahlin, dem besagten Fehinger Mädchen, spöttisch „Gänsegretel“ genannt, ein Bauernhaus am Fischbach bauen. Ein auf Elfenbein gemaltes Bildchen zeigt ein eingeschossiges Wohnhaus mit abgesetzten Flügelbauten, welche Wirtschaftsbauten darstellten ¹⁰⁾. Die Mauern waren aus dicken Quadern, die Dächer aus Stroh. Unweit floß der Fischbach und bergan entwickelte sich dem Lustwandler über Wegen und Wasserfällen der Dianenhain des Ludwigsberges. Der Plan, dieses interessiert uns hier besonders, stammt von dem jüngeren Stengel, eben demselben Mann, unter dem die bäurische Flügelbauten zum Jagdschloß Karlsbrunn errichtet wurden. In Angriff genommen wurde der Bau Schönthals im Jahre 1788. Im Gegensatz zu Karlsbrunn handelt es sich jedoch hier vom Grundriß her um eine gesprengte Hufeisenform, mit Worten Lohmeyers bezüglich des heute noch stehenden Lustschloßchens „Roter Bau“ der Herrschaft v. d. Leyen in Niederwürzbach zu sprechen, welches ganz ähnlich angeordnet war, um ein „Beispiel einer Lustanlage in aufgelöstem Grundriß à la Trianon de porcellaine“ ¹¹⁾. Er gibt eine minutiöse Schilderung der Einrichtung Schönthals. Mit dieser Anlage und ihren Spielereien wollte der Fürst seine Gemahlin Katharina erfreuen. Alle kapriziö-

sen Kleinigkeiten sind liebevoll geschildert, und so auch, anscheinend war es dem Schreiber um einen rhetorischen Kontrast gelegen, die derb eingerichtete Wachtstube, und da nachher noch von Soldatenrequisiten die Rede sein soll, möchten die ersten Sätze hier mitgeteilt sein ¹²⁾. „Der Boden“ war „mit Backsteinen belegt“. Darauf stand eine „Pritsche vor drei Mann . . . Auf derselben ist eine Matratze von klein gestreiftem Trilch mit Werg, Rehhaaren und Heu gefüttert, und unten mit einem schwarzen Stück Leder versehen. Ein Tisch mit einer Schublade. Eine Tannen Bank und zwei Lehnstühle . . .“ usw.

Um eine Wachmannschaft war also der Fürst hier ebenso besorgt wie in Karlsbrunn. Soldaten waren ihm ein ernsthaftes Hobby. Er kümmerte sich selbst um Exerzierreglemente und Monturen, staffierte die Haustruppe mal als Grenadiere, mal als Husaren oder Dragoner aus. Die türkische Musik wird hervorgehoben: „Unter anderem sind Posaunen und Serpentes dabey, die herrliche Wirkung tun.“ ¹³⁾

Die Jagdpassion

In Karlsbrunn, wo der Fürst seine zweite Passion pflegte, die Jagd und den Jagdbetrieb, marschierte eine gewisse Jägertruppe voran, der es oblag, die unterschiedlichen Jagdarten zu inszenieren. 300 Pferde, meistens auf Parforce dressiert, standen in den Ställen von Dudweiler und in den Wäldern scheint sich das Wild geradezu gedrängelt zu haben, „viel Hochwild, unsägliche Mengen Fasanen, Feldhühner, Kaninchen und was dergleichen mehr“, wie v. Knigge schreibt ¹⁴⁾. Ein Pfarrer, der sich einmal in Gegenwart des Fürsten über die Parforcejagden erboste, wurde auf dem Fuße in die Wüste, d. h. nach dem fernen Jugenheim versetzt.

So ersetzte also in Karlsbrunn gewissermaßen ein farbenprächtiges Jagdgewimmel den Mangel an baulichem Zierat, und stellt man sich auch bloß nur einen Posten vor der Schildwache vor, so hebt schon der farbige Klecks über die Einfalt der Fassade hinweg.

Das Schilderhaus

Dessen ungeachtet aber reizt den Bauhistoriker, wie das Schilderhaus gemacht und angeordnet ist. Schilderhäuser gehörten natürlich zu jeder Residenz, obgleich sie sich heute nur noch selten finden lassen. Sie waren militärische Requisiten, und anscheinend litt man sie später nicht mehr. Ein für die Zeit nach 1750 datiertes Bild des Saarbrücker Schloßplatzes (eine Surporte) zeigt innerhalb des Schloßhofes, und zwar beiderseits der Torhäuser, zwei Schilderhäuser nämlichen Stils ¹⁵⁾. Zwei weitere standen am Haupteingang zu den Ludwigsberger Gärten, hier wesentlich opulenter und mit Vasen bekrönt, wie eine der Dryanderschen Knopfminiaturen – Grenadiere halten die Wache – recht anschaulich macht ¹⁶⁾. Einfache Häuschen, dem Karlsbrunner Exemplar ähnliche Wachstuben, begegnen auch auf einem Bild des Herzogsschlusses von Zweibrücken ¹⁷⁾.

Eine Vedute des Schlosses Karlsberg ¹⁸⁾ zeigt fünf Schilderhäuser, die im Gegensatz zu Karlsbrunn eckig gearbeitet sind. Entsprechend sind auch die Hauben facettiert. Es fehlt nur die in Karlsbrunn zu beobachtende Schweifung der Haube. Obenauf sitzt eine Kugel. Besonders interessant ist jedoch

der Anstrich: es erscheinen Winkelstreifen, wie sie genau so auch heute noch die bekannten *hölzernen* Wachhäuschen schmücken. Sie sind (wohl entsprechend den bayerischen Farben) blauweiß. Die Saarbrücker Farben zur späteren Zeit Fürst Ludwigs waren blaugelb. Demnach kann kaum ein Zweifel sein, daß das Karlsbrunner Schilderhaus mit einem blau-gelben Winkelmuster bemalt war. Dieses sollte bei der Erneuerung des Anstrichs berücksichtigt werden, zumal man bei näherer Betrachtung des Objektes Spuren einer derartigen Bemalung zu erkennen glaubt ¹⁹⁾.

Eine paarweise Postierung scheint die Regel zu sein. Die besondere Anordnung in Karlsbrunn ist daher als originell zu bezeichnen. Es war, wie bereits erläutert, ein Platz an der Rückseite des Binnenhofes vorbehalten, gleich vor dem Altan, auf dem der Fürst sich gewiß zeigte, wenn es „Aufbruch zur Jagd“ oder „Halali“ blies. Anderen Orts mag man andere Lösungen in der Anordnung gefunden haben. Jedenfalls wird sich derjenige, der sich mit der Baugeschichte des barocken Schlosses beschäftigt, auch mit dem Bering, Toren und Wachhäusern auseinandersetzen müssen, ein Forschungsannex, der, wie es scheint, wenig beachtet ist. Die saarbrückischen Schildwachen, und insbesondere auch das Schilderhaus von Karlsbrunn, mögen ein Beitrag dazu sein.

Die Geschehnisse im 19. Jahrhundert – Ostmann v. d. Leye

Die fernere Geschichte des Schlosses ist kurz erzählt. Im Jahre 1798 brachten die Franzosen den Bau unter den Hammer. Wir hören von einem Wilhelm Rupp, der das Anwesen 1840 an den Oberförster Mühlmann verkaufte, und von dessen Erben es für 4000 Taler an den Forstfiskus übergang. Seitdem residieren hier die Warndt-Forstmeister. Ihre Namen und Verdienste mitzuteilen, kann hier nicht der Platz sein. Doch gehört die Zeit des Kgl. preuß. Oberförsters Ostmann Freiherr von der Leye zum besonderen Geschichtsfluidum des Platzes. Im Jahre 1908 löste er Forstmeister Glashoff ab. Die Begleitumstände mögen nicht nur von lokalem Interesse sein. Was sich damals in der entlegenen Oberförsterei abspielte, mutet wie der letzte Seufzer einer an sich schon gestorbenen Zeit an. Vor 120 Jahren war das Wappen des Fürsten niedergeholt worden; 1909 feierte das Gehebe des Feudalismus hier fröhliche Urständ und trieb eine bunte Blüte, welche Bürgermeister Wilhelm Wagner in nachfolgend mitgeteiltem Brief recht anschaulich schildert ²⁰⁾.

... „Darauf rückte der Herr Baron mit neun Möbelwagen an. Der ehemalige Pferdestall des Schlosses wurde ganz neu gemacht und in drei Boxen eingeteilt. Die Wände wurden mit Pitschbire Holz getäfelt, die Ständer mit vergoldeten Kugeln gekrönt. Die Wand über den Krippen belegte man mit weißen Fliesen.

Als Offizier der Paderborner Husaren brachte der Herr Baron drei rassige Reit- bzw. Kutschpferde (Füchse) mit. Das Pferdegeschirr hatte Messingbeschläge, die stets blank geputzt waren. Wenn die Herrschaften ausfuhren, saß der Kutscher in seiner schwarzen, mit grün abgesetzten Uniform und hohem Zylinder unbeweglich, nicht rechts und nicht links schauend, auf dem Kutschbock, die Pferde an der Leine haltend. Ritten sie, folgte der Kutscher in angemessener Entfernung mit strammer Haltung.

Auf dem Dach des Schlosses, an den beiden seitlichen Walmen, waren Fahnenstangen mit Fahnen und Wappen der Herrschaft angebracht. Dieselben wurden morgens hochgeogen und abends eingeholt. Waren die Herrschaften nicht zu Hause, blieben die Fahnen unten. An Kaisersgeburtstag erschien der Herr Baron in weißer Uniform des obengenannten Regiments beim Kriegerverein des Ortes.

In der Haushaltung, wo alles mit Teppichen belegt war, arbeiteten einige Dienstmädchen, Köchin, Kammerzofe, Erzieherin und ein Diener in Livré. Bediente letzterer bei Tisch, war er in schwarzem Frack, sonst in blauweiß gestreiftem Arbeitsanzug. Die Dienstmädchen und der Kutscher hatten rotweiß gestreifte Arbeitskleidung.

Die totale Entrümpelung des Schlosses hatte auch seine Nachteile. Im Schloßhof brannte tagelang ein großes Feuer, in dem altes Mobilar und Gerät, aber auch alte Akten der Oberförsterei sowie alte Bücher verbrannten, für die wir heute froh wären.

Im Jahre 1912 verzog der Oberförster Freiherr Ostmann von der Leye pensionshalber von Karlsbrunn nach Bonn, Poppelsdorfer Allee . . .“

Bürgermeister Wagner zeigte mir zwei Bücher, die er damals mit anderen Sachen aus dem Feuer gerettet hat:

P. W. Schmidt, Die Jäger und Schützenbüchse oder die spiralförmig gezogene Büchse im Allgemeinen, deren Einrichtung, Behandlung und Gebrauch, nach dem neuesten Standpunkte der Erfindungen und Wissenschaften. Halle 1827 und G. F. Krause, Compendium der niederen Forstwissenschaften. Berlin 1806.

Baron v. d. Leye ließ nach Auskunft von Herrn Wagner aus Nägeln ein hier wiedergegebenes, nicht recht deutbares, doppeltes Emblem auf das äußere Tor nageln. Wahrscheinlich entstand damals auch die neue Tür mit den Jagdreliefs, denn wer hätte schon, und zwar an solcher Stelle, ein posthumes Wappen zu neuen Ehren kommen lassen? – Oder war es vielleicht gar nicht das nassauische, sondern das von-der-Leyesche Wappen? Und eine dritte Möglichkeit: Wurde die (nassauische) Wappenkartusche von der ursprünglichen Türe übernommen?

Schloß Karlsbrunn hat sein hübsches Gesicht über nun fast zweihundert Jahre recht gut bewahrt. Es gibt dem Dorf, so wie es am Abhang des Meisenbergs liegt, eine schöne Mitte. Man möge einen Blick hinein tun, wenn die dicke Pappel grün ist und um das Schilderhaus der Wilde Wein rankt. Ein chinesischer Götterbaum im Hof soll, wenn seine Zeit ist, betäubend süß duften. Ob es der Abkömmling eines Baumes noch aus fürstlicher Zeit ist ²¹⁾?

Anmerkungen:

- 1) Fr. Ecker, Das Saargebiet und die Französische Revolution (1789–1801), Mitt. des Histor. Vereins für die Saargegend H. 18/1929.
- 2) In knapper Form wurde die Baugeschichte des Jagdschlosses Karlsbrunn bereits im Jahre 1932 von W. Zimmermann dargestellt (W. Z., Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken, S. 251 f.). Zimmermann beruft sich für die Quellen auf zwei Veröffentlichungen von H. P. Buchleitner (Saarbrücker Jagdschlösser, Trierische Heimat 3, 1927, 153, und Saarbrücker Zeitung 167, Nr. 150, 2. Beilage). Die Texte beider Aufsätze stimmen ziemlich überein und verfolgen im wesentlichen die Besitzverhältnisse während des vorigen Jahrhunderts, geben aber auch die Erbauungszeit an: 1783/1786. Die Quellen sind nicht vermerkt. Da Zimmermann außerdem nur eine Handschrift angibt, dürften die übrigen detaillierten

Angaben zur Baugeschichte eben dieser Schrift entnommen sein („Aufzeichnungen des Pfarrers Orth in Großrosseln, 1842–60“). Sie befindet sich im Pfarrarchiv Großrosseln/Warndt. Hier ist in der Tat die gleiche Entstehungszeit angegeben: 1783/1786. Nicht vermerkt sind die Namen der Baumeister. Zimmermann ermittelte sie offensichtlich auf Grund der Bauzeit. J. Fr. Stengel ist im Jahre 1775 pensioniert worden, gefolgt im Baudirektorposten von Ph. v. Welling, welcher 1785 durch den zweiten Sohn Stengels, Balthasar, abgelöst wurde. Folglich wurde der Hauptbau noch unter v. Welling, die Flügelbauten aber unter B. Stengel gebaut. An diesem Sachverhalt ist nicht zu zweifeln.

Pfarrer Orth teilt auch die Ursache mit, weswegen der Bau so lange liegen blieb: Als am 28. 2. 1784 die Brücke zwischen Saarbrücken und St. Johann durch eine Wasserflut beschädigt wurde und eine alsbaldige Reparatur unumgänglich war, waren die Kassen des Fürsten für nebensächliche Bauten „matt und unfruchtbar“ geworden.

Ob sonstwo noch Bauakten liegen, ist dem Verfasser nicht bekannt. Ein Grund jedoch, an den Angaben aus dieser Schrift zu zweifeln, besteht nicht. Alle stilistischen Kriterien gehen mit den Daten überein; alles spricht für die Zeit v. Wellings. Da die Baubeschreibung Zimmermanns nicht sehr ausführlich und das Photomaterial unzureichend ist (es erscheint nur eine unübersichtliche schräge Gesamtansicht), dürfte der vorliegende Aufsatz nicht ungelegen kommen. Für gute Hinweise und Auskünfte bedanke ich mich bei Herrn Oberforstmeister Martin, Herrn Oberforstmeister Sieberger, Herrn Forstoberinspektor Ebert und Herrn Bürgermeister Wagner. Besonders aber bin ich Herrn Martin zu Dank verpflichtet, der mich in liebenswürdiger Weise durch die privaten Räume führte.

- 3) Zimmermann schreibt irrtümlich „aufgeputzte Quaderstreifen“. Forstoberinspektor Ebert berichtete mir, die Quader seien verschiedenfarbig (rot – gelb – grau) und hätten daher immer einen Anstrich erfordert. Nach Pfarrer Orth (a. a. O.) wurden Quadersteine der verfallenen Einfriedungsmauer zur Nikolauskapelle im nahen St. Nikolaus benutzt (Priorat des Benediktinerklosters St. Nabor in St. Avold).
- 4) Anmerkung der Schriftleitung. Die achsiale Anordnung des Gesamtkomplexes läßt eine ursprünglich andere Gestaltung dieser Mauer vermuten, die (durch entsprechende Gliederung und Ballustraden oder durchbrochene Brüstungen) der Mittelachse mehr Rechnung getragen haben muß.
- 5) Aufbewahrt im Staatl. Konservatoramt Saarbrücken.
- 6) Zu sehen auf einer neuerdings aufgetauchten Vedute im Besitz von Herrn Dr. P. Weber in Homburg. Es handelt sich um die Variante eines verschollenen Bildes, das sich in Augsburg befand. Das Signum lautet: „Ph. le Clère fecit 1790“ (freundlichst gestattete Autopsie bei Herrn Dr. Weber).
- 7) Frdl. Hinweis von Dipl.-Ing. Dieter Heinz.
- 8) Vgl. Anm. 4.
- 9) K. Lohmeyer, Friedrich Joachim Stengel. Mitt. des Hist. Vereins für die Saargegend, Heft 7, 1911, 43 und 173.
- 10) K. Lohmeyer, Südwestdeutsche Gärten des Barock und der Romantik (1937) 104 ff. Abb. 94/95 oben ganz rechts und 118. – D. Heinz, Ludwigsberg – Schönthal – Dianenhain, Saarheimat 5, 1961, Heft 5, 7 ff. (auch mit Lageplan und Ansicht Schönthals).
- 11) Lohmeyer, Gärten, Abb. 147 und 149.
- 12) Ebenda S. 106 f.
- 13) Adolf von Knigge, Briefe von einer Reise aus Lothringen . . .
- 14) Knigge a. a. O.
- 15) D. Heinz, Das barocke Residenzschloß Saarbrücken, in: Grenze als Schicksal – 150 Jahre Landkreis Saarbrücken (1966) 171.
- 16) Siehe Anm. 7). Abbildung siehe bei Lohmeyer, Gärten, 98 f. Abb. 98 und 101.
- 17) J. Dahl, Das barocke Zweibrücken und seine Meister (1957) Abb. 407.
- 18) Siehe Anm. 6)
- 19) Siehe Anm. 7)
- 20) Im Besitz des Verfassers.
- 21) Ailanthus ist ein Weichholz und sprießt gern aus Wurzelholz. Es könnte sich um ein Stück Chinoiserie handeln. Zwei stärkere Exemplare sind schon lange abgängig. Der jetzige Baum ist ein Wurzelausschlag.

Weitere Literatur:

K. Hoppstädter, Unter dem nassauischen Löwen. Mitt. des Hist. Vereins für die Saargegend e. V., N. F. Heft 2, 1957. – Aug. Krohn, Beiträge zur Geschichte der Saargegend, II. Mitt. des Hist. Vereins für die Saargegend, H. 7. – A. Ruppertsberg, Die Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken, II (1912).

Fotos: Verfasser.

250 JAHRE JÄGERSFREUDE

Die Anfänge einer Industriesiedlung

Es sind zwei Gründe, die uns veranlassen, uns mit den Anfängen Jägersfreudes zu befassen: die Anlage einer Schmelze am Sulzbach im Jahre 1718 bildete den Keim zur nunmehr 250jährigen Geschichte der Ortschaft, und in diesem Jahr wird nach über 200 Jahren Steinkohlenbergbau an dieser Stelle die Grube Jägersfreude als Förderanlage stillgelegt und nur noch als Seilfahrtanlage weiterbetrieben ¹⁾.

An der Bannngrenze zweier großräumiger Gemeinden als Industriesiedlung entstanden, hat Jägersfreude bis heute keine kommunale Selbständigkeit erreicht, sondern gehört zum größeren Teil zur jungen Stadt Dudweiler und zum kleineren als Stadtteil VII zum Stadtkreis Saarbrücken. Die alte Gemarkungsgrenze zwischen St. Johann und Dudweiler, die das Sulzbachtal an dieser Stelle seit jeher durchschneidet, wird schon im Jahre 1549 in ihrem heutigen Verlauf beschrieben ²⁾. Von der Grülingstraße, der alten Renn- oder Hochstraße, durch den Johannsbüsch herablaufend, kreuzt sie in der Nähe der beiden Grubendirektorenhäuser den Pfeifershofweg, der an den etwa in diesem Bereich gelegenen Pfeifershof erinnert (seine Reste waren noch um 1860 zu sehen), durchquert das Gelände der Grube, wo früher die „Limmelswiesen“ lagen, springt auf die andere Seite des Sulzbaches und zieht sich diesen entlang bis an die in alten Bannbeschreibungen erwähnte „Kühunner“ an den „Dörrwiesen“, läuft den Hang hinauf über die Hauptstraße am ehemaligen Straßenbahndepot und am Sportplatz vorbei durch eine bewaldete Senke, durch die ein Rinnsal zum Sulzbach hinabfließt (nach mündlicher Auskunft „Krebsbach“ genannt), bis hinauf zum Großen Homburg.

Eine Schmelze am Schiedeborn?

Nach Haßlacher soll schon um das Jahr 1680 unterhalb Dudweilers „im Schiedeborn“ ein Schmelzofen errichtet worden sein zur Verhüttung der im Sulzbachtal gewonnenen Eisenerze; er sei jedoch schon bald danach wieder aufgegeben worden. Noch um 1750 seien Schlackenhalde davon vorhanden gewesen ³⁾. Auch Ruppertsberg will noch für das Jahr 1721 in St. Arnualer Stiftsrechnungen eine Schmelze am Schiedeborn genannt gefunden haben ⁴⁾. Nun bezeichnet der Flurname „Schiedeborn“ das zwischen der Stadtgrenze, der Hauptstraße, dem Waldrand und Dudweiler eingeschlossene ehemals herrschaftliche Acker- und Wiesenland. Ob in diesem Bereich jemals eine Schmelze gestanden hat, ist sehr fraglich, da das Bächlein, das die in dieser Flur befindliche Mulde entwässert, nie die zum Betrieb eines Schmelzwerkes erforderliche Wasserkraft hätte leisten können. Es sind auch keine weiteren Nachrichten bekannt, die eine etwaige Existenz eines Werkes in dieser Lage erhärten.

Die Schmelze am Sulzbach

Auch über den Anfang des Unternehmens, das den Grundstein zur jetzigen Siedlung bildete, ist lediglich eine dürftige Notiz bekannt, die uns Friedrich Köllner überliefert ⁵⁾:

„... anno 1718 wurde von einem ausländier namens Johannes Bregens ein Hammer gebaut – nach dem hat man nach dem Jahr 1758 schwarz Blech fabricirt, da here es der blech hammer heißt.“

Ruppersberg hat diese Notiz übernommen und ändert den Hammer in eine Schmelze um, während das Werk wahrscheinlich beides umfaßte. Der Unternehmer hatte weitere Pläne: am 15. Juli 1718 schloß Johann Bregentzer, der Hüttenpächter im Leininger Tal war, mit dem Blieskasteler Amtmann Menzer einen Vertrag wegen Errichtung eines Eisenwerkes in St. Ingbert. Dieser kam aber nicht zur Ausführung. Erst 1732 wurde einem katholischen Konsortium – Bregentzer war reformiert – der Hüttenbau genehmigt⁶⁾. Leider ist uns der Text des Pachtvertrages über die Hütte am Sulzbach nicht überliefert. Nach den damals allgemein herrschenden Bedingungen ist aber anzunehmen, daß der Unternehmer den Bau seiner Schmelze selbst finanzieren und die Verhüttung gegen Zahlung eines jährlichen Pachtzinses (Kanon) während einer Reihe von Jahren auf eigene Rechnung betreiben mußte (Temporalbestand). Bau- und Kohlholz stand in den angrenzenden Waldungen des Fürsten reichlich zur Verfügung; mit der Erzversorgung wird es schwieriger gewesen sein, da ergiebige Eisensteinvorkommen in unmittelbarer Nähe nicht bekannt sind. Bregentzer legte seine Schmelze auf der rechten (Dudweiler) Seite des Sulzbaches an, unterhalb des Herrensohrer Waldes, der sich damals bis an die Talwiesen erstreckte. Bachaufwärts staute er im Wiesental einen Weiher, der die nötige Triebkraft lieferte.

Die Leitung der neuen Schmelze übernahm der einer Hugenottenfamilie entstammende Johann Nikolaus Guinand aus Neustadt. Er erwarb das Werk selbst im Jahre 1724, verkaufte es aber schon fünf Jahre später und zog nach Wattenheim in der Pfalz, um die Pacht des dortigen Hüttenwerkes zu übernehmen. Die Familie Gienanth, später geadelt, hat sich in der Folge um die pfälzische Eisenindustrie verdient gemacht. Eine in Dudweiler geborene Tochter Guinands gehörte zu den Vorfahren des Freiherrn von Stumm⁷⁾.

Es scheint, daß danach die Schmelze in herrschaftlicher Regie bis etwa 1745 betrieben wurde. Während im Jahre 1741 die Einwohner Dudweilers sich an Fürst Wilhelm Heinrich mit der Bitte wenden, man möge die Arbeiter auf den Schmelzhütten von ihrem Bann fernhalten, da sie bei dem mageren Boden selbst nicht genug Korn zum Brotbacken hätten⁸⁾, erscheinen 1746 in einem Verzeichnis der von dem kath. Pfarrer Namour zu St. Johann betreuten Orte seines riesigen Sprengels wohl Industriesiedlungen wie die Krughütte, die Fischbacher Glashütte (die spätere Rußhütte) und die alte Saline zu Sulzbach, nicht aber die Schmelze bei Dudweiler⁹⁾, ein sicheres Anzeichen für das Stillliegen des Werkes.

In den im Stadtarchiv Saarbrücken aufbewahrten ältesten Kirchenbüchern der 1680 wiederbegründeten katholischen Pfarrei St. Johann finden sich eine Menge von Einträgen, welche die Arbeiter der neuen Schmelze betreffen. Der erste ist der Taufvermerk (4. März 1719) des Johannes Haseler „ex der Schmeltz bey Saarbrücken“. Bis Anfang der vierziger Jahre erscheint sie in der Form „fundaria, fodina ferraria, ferrifodina“ als Wohnort einer häufig wechselnden Arbeiterschaft katholischer Religion. Eine große Anzahl wohnte als Holzhauer und Köhler im Walde (ex sylvia). Die Mehrzahl der Beschäftigten war französischer und luxemburgisch-wallonischer Herkunft; dafür zeugen Namen wie Bonamy, Boulanger, Charles, Courtois,

Descarnes, Deschamps, Girard, Gröuslin, Lacasse, Malteste, Marchal, Thiry u. a., Familiennamen, die einen: auch an anderen Hüttenwerken des Saar-Hochwaldraumes immer wieder begegnen. Einige davon haben sich bis in unsere Tage erhalten. Als Tiroler werden erwähnt: Denck (aus Schwaz), Hinderholzer, Winckler. Nach der Stilllegung des Werkes wanderten die noch verbliebenen Arbeiter teils zur „neuen Schmelze“ in Fischbach, teils zu den Hochwaldhütten. Bis sich in Jägersfreude eine seßhafte Bevölkerung bildet, wird noch ein rundes Jahrhundert vergehen.

Der Platinen- oder Blechhammer

Anfangs der fünfziger Jahre wurde die verlassene Schmelze in ein Hammerwerk umgebaut, „auf welchem man in einem Schneidwerk Eisenrohrschienen (Platinen) herstellte und diese dann zu Schwarzblech aushämmerte“¹⁰⁾.

Aus diesem Grunde nannte man die „alte Schmelze“ nun Platinenhammer, eine Bezeichnung, die sich, lange nachdem der Hammer in ein Stahlwerk verwandelt und mit „Jägersfreude“ der endgültige Name der Siedlung angekommen war, noch auf einer Karte aus dem Jahre 1839 findet¹¹⁾. In der Sprache des Volkes setzte sich die mundgerechtere Benennung „Blechhammer“ durch, welche von der einheimischen Bevölkerung bis heute mit Vorliebe gebraucht wird. Im Jahre 1756 lagen nach dem Bericht des Amtmannes Lex in der Meierei Dudweiler außer dem Dorfe drei herrschaftliche Alaunwerke und das Eisenplatten- und Schneidwerk, welches in Temporalbestand gegeben war¹²⁾.

Wie die anderen nassauischen Eisenwerke – mit Ausnahme Neunkirchens und der Neugründungen – befand sich der Platinenhammer damals und in den folgenden Jahren in den Händen jüdischer Konsortien, die dem ewig in Geldnöten befindlichen Wilhelm Heinrich große Darlehn vorgestreckt hatten und dafür bei der Verpachtung der Eisenwerke gegenüber einheimischen Industriellen vorgezogen wurden. Als ersten Pächter auf dem Blechhammer finden wir Moses Blien aus Metz, der in Metz ansässig war. Am 15. August 1758 schloß die fürstliche Rentkammer einen Vertrag mit der Witwe Loth von der St. Ingberter Schmelze, der dieser neben der Fischbacher Schmelze und dem Scheidter Hammer auch das Platinenwerk mit Jahresbeginn 1761 auf neun Jahre verpachtete, doch kam dieser Kontrakt nicht zur Ausführung, denn schon am 7. Oktober ließ Frau Loth durch ihren Hausgeistlichen Fabricius kündigen, weil die zu übernehmenden Materialien „zu hoch angeschlagen“ seien. So ist Beständer des Platinenhammers bis 1766 Josue Levi¹³⁾.

Nach einem Inventar des herrschaftlichen Besitzes auf dem Dudweiler Bann vom Jahre 1763 lag der Platinenhammer im Tractus 23 und umfaßte folgende Parzellen:

No.	Morgen	Ruten	
8	Ein Weyher bey der alten Schmeltz, einseits die Habelwieß und herrschaftl. Wald, andererseits die St. Johanner Banngrontze, theils unbrauchbar bey der Dörrwieß und Schiedeborner Wießen, stoßt oben auf die St. Johanner Forstwießen und unten auf das alte Schmeltzer Hofgering	23 ³ / ₈	12

9	Unter dem alten Schmelzter Weyher die alte Schmelz oder Blatin Hammer, einseits der Weyher Damm und herrschaftl. Wald, anderseits und hinten der herrschaftl. Garten, vornen die Bach	2 ¹ / ₂	12
10	Gartenland bey der alten Schmelz, einseits das alte Schmelzter Hofgering und die Sultzbach, anderseits oben und unten herrschaftl. Wald	9 ¹ / ₂	18
11	Bey der alten Schmelz, ein dreyspitziges Stück, worauf die Schlacken liegen, beyderseits die Bach	⁵ / ₈	21
	Im Jahre 1776 wird noch erwähnt unter No		
18	das zum Platinhammer gehörige Ackerland	35 ¹ / ₈	24 ¹ / ₂

Im Oktober 1766 geht der Blechhammer mit Fischbach und Scheidt an die Compagnie Gebr. Beer über, die seit 1750 Mitpächter und seit 1758 Alleinbeständer des Geislauterner Werkes ist. Aus einem Bericht des Direktors der Beerschen Hüttengesellschaft, David Sintzheimer, vom 2. März 1767 geht hervor, daß die neuen Beständer . . . „in wirklicher Reparation des Platinhammers begriffen, wobey sich geäußert, wie der dortige Weyher Graben un umgänglich aus gebutzt und grad gezogen werden müßte“ ¹⁴).

Am 4. Dezember 1766 sind Pächter und Arbeiter des Werkes Zeugen eines denkwürdigen Ereignisses. Im festlichen Zuge wird Erbprinz Ludwig mit seiner jungen Gemahlin Prinzessin Wilhelmine von Schwarzburg-Rudolstadt von der Landesgrenze bei Limbach nach Saarbrücken geleitet. Vier Ehrenpforten sind zur Begrüßung des fürstlichen Paares errichtet worden. Auch der neue Beständer des Platinenhammers feiert das Tagesereignis mit geziemendem Prunk:

„Durch die vierte Ehrenpforte hat sich der Fürstlich-Nassauische Hofagent, Herr Beer-Herz, dem an dieser Straße gelegenen Platinnenhammer gegenüber zu distinguiren gesucht. Er und seine vier Söhne stunden neben selbiger in blauem Sammet und Drap d'or gekleidet und statteten im Vorbeiziehen bei den Durchlauchtigsten Herrschaften ihren unterthänigsten Glückwunsch wegen dieser frohen Begebenheit ab, wie sie denn auch, um ein öffentliches Zeugnis ihrer besonderen Freude unterthänigst an den Tag zu legen, bei ihrer Ehrenpforte Trompeten und Pauken tönen und 32 Kanonen mehrmalen abfeuern, weniger nicht auf beyden Seiten derselben weißen und roten Wein für das Volk springen ließen“ ¹⁵).

Welche Artikel um jene Zeit auf dem Platinenhammer gefertigt wurden, bekunden Auftrags- und Lieferbescheinigungen. Am 4. Mai 1767 quittiert der Hofschmied Langhäuser den Empfang von 12 kleinen Schippen zum Preise von 3 fl. 30 xer. Herr Wörner, Faktor auf der Sulzbacher Schmelze, hat von Lob Moses Levy, Faktor auf dem Platinenhammer, im Monat Juni erhalten: 175 Pfund „Tümpeleisen“ zu 8 fl. 45 xer; 415 Pfund Stabeisen zu 22 fl. 50 xer; 19 Schippen zu 2 fl. 40 xer. An den Faktor Staudt auf der obersten Harzhütte bei Sulzbach ¹⁶) werden 240¹/₂ Pfund Blech geliefert, welche 33 fl. 40 xer kosten. Dem schon erwähnten Langhäuser werden schließlich 4 Zentner Zahn(Schneid)eisen verabfolgt ¹⁷).

Als im Oktober 1776 die Pacht der Gebrüder Beer von herrschaftlicher Seite vorzeitig beendet wurde, ging der Platinenhammer nicht wie die übrigen nassauischen Hütten an die französische Gesellschaft Leclerc, Joly und Cie in Bestand über, sondern blieb einer ganz anderen Bestimmung vorbehal-

ten. Als Ergebnis von Verhandlungen zwischen der Rentkammer und dem Stift St. Arnual sollte er letzterem als Entschädigung für das herrschaftliche Haus in Dudweiler (den späteren Nassauer Hof) abgetreten werden, welches das Stift 1769 käuflich erworben hatte, das ihm aber schon 1771 Fürst Ludwig wieder entzogen hatte, um es seiner Geliebten, der Frau von Dorsberg, zu schenken. Die mit der Abtretung des Dudweiler Hofes verknüpfte Klausel, daß für das Stift ein anderes Hofhaus auf dem Schiedeborn sollte erbaut werden, war von der Rentkammer nicht erfüllt worden. Mit dem Freiwerden des Platinenhammers ergab sich 1776 endlich ein annehmbares Arrangement: das Stift verzichtete auf das Dudweiler Hofhaus und wurde dafür mit ebenso vielen Gebäuden, Gärten und Wiesen auf dem Platinenhammer entschädigt¹⁸⁾.

Aus dem Briefwechsel zwischen der Rentkammer und dem Stiftsamtmann Isenbeck gewinnen wir nun auch eine Vorstellung von den im Hofgering des Hammers befindlichen Gebäulichkeiten. Der von C. Knoerzer gezeichnete Lageplan führt auf:

- A. Das Wohnhaus des Faktors und Hofmannes
- B. Ein von einem Hammerschmied bewohntes Haus mit Stall
- C. Die Scheuer und beiderseits Stallungen
- D. Ein zweistöckiges Haus, das von einem Zimmermann, einem Zain-
schmied und einem Hammerschmied bewohnt wird und in welchem auch
das Magazin untergebracht ist
- E. Die Kohlscheuer
- F. Das Hammergebäude
- G. Im Gemüsegarten das Gartenhaus

Auf Wunsch Fürst Ludwigs sollte das Faktorshaus A mit dem anliegenden Gartenland als Wohnung für einen herrschaftlichen Jäger vorbehalten bleiben; die übrigen Gebäude wurden an das Stift abgetreten, das daraus ein Hofgut machte¹⁹⁾.

Der Jägersfreuder Hof

Die Niederlassung eines herrschaftlichen Jägers auf dem Platinenhammer ist der Anlaß zur endgültigen Namensgebung der Siedlung geworden. Wenn Ruppertsberg sein Kapitel über Jägersfreude mit der lakonischen Behauptung beginnt:

„Der Name Jägersfreude kommt davon her, daß der Fürst hier ein Jagdschloß hatte, bei dem die Jagdgesellschaft sich zu den Parfocejagden versammelte“, später aber schreibt:

„Die Wohnung des Faktors auf dem Platinenhammer wurde zur Wohnung für einen fürstlichen Jäger eingerichtet; damals hat der Fürst wohl dem Haus den Namen ‚Jägersfreude‘ beigelegt, wie er auch sein Gestüt ‚Ludwigsfreude‘ nannte“,

so ist die letztere Erklärung die allein zutreffende.

Eine landesherrliche Verfügung vom August 1777²⁰⁾ wendet den neuen Namen schon auf das geplante Gouvysche Stahlwerk an:

„Coppia Resol. dd. Saarbrücken d. 23ten August 1777

Ist denen sämtlichen fürstl. Ober Collegiis dahier ex mandato Ser^{mi} zu ihrer Nachricht und Darnachachtung bekannt zu machen, daß Ihre Hochfürstl.

Durchlt. dem auf dem ehemaligen Plattinhammer von Sr Gouvy neu anzulegenden Stahlwerk der Name: *Jägersfreude Stahlwerk* beygeleget hätten und daßselbe, von nun an, also benennet werden sollte.“ In fidem Nies Am 21. Juni 1777 verpachtete das St. Arnualer Stift den Jägersfreuder Hof, wie der beim Platinenhammer gelegene Hof jetzt genannt wurde, gegen 500 Gulden Jahrespacht an Herrn Gouvy senior zu Goffontaine, der den Wirtschaftsteil davon als Schäferei dem Bärenwirt Balthasar Schlachter in St. Johann weiterverpachtete. Darauf strengte die Gemeinde Dudweiler einen Prozeß gegen Schlachter an, weil dieser mehr als 300 Schafe auf Dudweiler Bann weiden ließ. Der Rechtsstreit wurde durch Erkenntnis des fürstlichen Hofgerichts vom 6. Mai 1779 zugunsten der Gemeinde entschieden; die juristische Fakultät der Universität Marburg bestätigte im September des Jahres die Rechtskräftigkeit des Urteils. Deshalb kaufte die Herrschaft 1782 den Jägersfreuder Hof für 12 549 Gulden vom Stift zurück und verpachtete dessen Wirtschaftsgebäude mit dem Neuhauser Hof gegen einen Kanon von 337 fl. 15 alb. an Schlachter ²¹).

Der Stahlhammer Jägersfreude

Die Benutzung des ehemaligen Platinenhammers als Hofgut sollte nicht zum Ende seiner industriellen Bestimmung führen: schon 1777 war ja die Anlage eines Stahlwerkes auf dem Gelände durch die Gebrüder Gouvy geplant. François Louis Pierre Gouvy, genannt Gouvy l'aîné, war der älteste Sohn von Pierre Joseph Gouvy, dem früheren Maire von Saarlouis, der seit 1754 das kurz zuvor am Ausgang des Scheidter Tales angelegte Stahlwerk betrieb, nach der Lütticher Heimat des Industriellen Goffontaine genannt. Es war in seiner Art das einzige in der ganzen Gegend und produzierte Feinstahl nach der Art des Bergischen Landes (vor allem zur Herstellung von Schneidwerkzeugen), der nach Meinung der Hersteller in seiner Güte dem englischen oder steiermärkischen Stahl gleichkam, ferner Feilen und Wagenfedern. Nach dem Tode seines Vaters (7. September 1768) kümmerte sich vor allem der ältere Gouvy um die Leitung der Gouvyschen Werke, zu denen auch die Dillinger Hütte zu zwei Dritteln und ein Eisenwerk im lothringischen Falk (bei Busendorf) gehörten.

Am 30. Januar 1782 schloß er mit der nassauischen Rentkammer einen Vertrag, in dem ihm diese von Michaelis (29. September) 1781 an

„... auf neun nacheinander folgende Jahre von dem Jägersfreuder Hof das Emplacement, worauf der Hammer steht, die nächst daran unter Dach befindlichen Arbeiter Wohnungen samt der Kohlscheuer, so dann zwey Morgen Garten und sechs Morgen Ackerland nebst dem Weyher, so wie er diese Stücke bisher inne gehabt und an seinen After Beständer Balthasar Schlachter nicht sublociret hat, dergestalten in Pachtung, daß er diese Stücke während der Bestandzeit nach bestem Vermögen nuzen und genießen könne.“

Der jährliche Kanon belief sich auf 162 fl. 15 alb. Falls das Werk von seiten der Herrschaft veräußert werden sollte, genoß der Pächter das Vorkaufsrecht.

Gouvy hatte die genannten Teile des alten Hammers schon benutzt, um ein Nebenwerk für das Stahlwerk Goffontaine einzurichten. Schon zwei Jahre später starb er, und seine zahlreichen Miterben entschlossen sich zur endgült-

tigen Auflösung der aus acht Erben bestehenden Gemeinschaft. Dazu wählten sie den Weg der öffentlichen Versteigerung, die auf den 1. März 1786 festgesetzt wurde. In dem in mehreren deutschen und französischen Zeitungen veröffentlichten Inserat heißt es bezüglich Jägersfreudes:

„Die Materialien des Stahlhammers von Jäger Freud eine halbe Stunde von Saarbrücken gelegen, bestehend aus zwei Abtreib- oder Raffinir-Öfen, 1 großen und kleinen Hammer, in einem achtjährigen Bestand gegen einen jährlichen Canon von 354 Livres, wogegen zugleich die zur Betreibung nöthige Steinkohlen gegen einen billigen Preiß abgegeben werden.“

Da sich für die beiden Fabriken keine sonstigen Liebhaber einfanden, ersteigerten die jüngeren Brüder des Verstorbenen, Henry und Pierre Gouvy, die Goffontainer Manufaktur zu 106 000 Gulden und die Anlagen zu Jägersfreude zu 11 200 Gulden. Die neuen Herren bemühten sich zunächst um eine ordnungsgemäße Konzession für ihre bisher mit stillschweigendem Einverständnis der Herrschaft betriebene Stahlfabrikation zu Jägersfreude. In einem Bericht vom 20. März 1786 heißt es:

„Jägersfreud oder der ehemalige Platinhammer aber hat weder Holz noch Kohlen, noch Privilegium Stahl zu fabriciren, sondern besteht in weiter nichts als einem noch etwas über 4 Jahre dauernden Temporalbestand über verschiedene zum Jägersfreuder Hof gehörige Güterstücke. Gleichwolen haben die Gouvysche wenigstens unter stillschweigendem herrschaftl. Consens Stahl zu Jägersfreud fabriciret und ein Theil des Holzes und der Kohlen vom Scheider Werk dazu gebraucht.“²²⁾

Neun Tage danach verlängerte Fürst Ludwig den bis 1790 laufenden Temporalbestand bis zum 29. September 1814 zu den bisherigen Bedingungen und erteilte Henry Gouvy das Privileg, in Jägersfreude weiterhin wie in Goffontaine Stahl herzustellen²³⁾.

Die weitere Entwicklung des Stahlhammers Jägersfreude hier im einzelnen darzustellen, würde zu weit führen. Daher in kurzen Zügen nur das Wichtigste bis zur Stilllegung des Werkes in der Mitte des folgenden Jahrhunderts.

Durch die Revolutionswirren, Requisitionen und Plünderungen kommen die Anlagen 1792/93 zum Stillstand. Zwar öffnet Jägersfreude gegen 1800 wieder seine Tore und erwerben die Gouvys unter dem Empire Goffontaine und Jägersfreude als ihr Eigentum, doch können sie ihren Besitz wegen der durch die Kriegereignisse erlittenen Einbußen nicht halten. Im Jahre 1807 muß sich Pierre Gouvy mit den Saarbrücker Kaufleuten Schmidtborn, Röchling und Braun unter der Firma „Schmidtborn und Cie“ assoziieren. Im Jahre 1843 tritt Henrys Enkel Alexandre Gouvy als Vertreter der Familie in die Firma ein mit dem Ziel, den ehemaligen Familienbesitz zurückzukaufen. Am 17. April 1850 werden die Werke in Goffontaine, Scheidt, Jägersfreude und Saarlouis für 337 875 Franken zurückerworben.

Doch sind die Tage der Gouvyschen Stahlhämmer an der Saar gezählt. Als Franzosen sehen die Gouvys ihre industrielle Zukunft jenseits der Grenze. 1850 kaufen sie die Schmelze in Oberhomburg bei St. Avold, wo sie ein modernes Stahlwerk anlegen. Nun sind sie bestrebt, ihren Besitz auf preußischem Boden möglichst schnell zu liquidieren. Während Goffontaine noch bis zum Krieg von 1870 produziert, wird Jägersfreude schon 1852 für 11 479 Taler verkauft²⁴⁾.

Im Mai 1851 erscheint in der „Saarzeitung“ folgendes Inserat ²⁵⁾:

„Die Gesellschaft ‚Gebr. Gouvy und Compagnie‘ zu Goffontaine beabsichtigt, wegen Vereinigung des Fabricationsbetriebes des Stahlwerkes zu Jägersfreude mit dem zu Goffontaine, das nahe der Staatsstraße von Saarbrücken nach Kreuznach sowie der Eisenbahn nahe gelegene Jägersfreuder Werk nebst Zubehörungen bestehend in

- 1) Stahlhammer-Gebäude, Kohlen, Magazin und Remise, nebst dem dazu gehörigen Bering, Weiher, Wiesen-, Garten- und Ackerland, Wasserlauf und Gerechtsame,
- 2) fünf Arbeiter Wohnungen nebst Bering und Anbau,
- 3) einem an der Straße gelegenen Wohnhaus nebst Scheune, Stall, Bering und Garten,
- 4) ohnegefähr 26 $\frac{1}{2}$ Morgen Ackerland und 2 Morgen Wiesen theils zu Bauplätzen geeignet und in einzelne Parzellen zerlegt. —

im Wege der öffentlichen Versteigerung zu veräußern und findet die Veräußerung

Mittwoch, den 11. Juni l. J. Vormittags 10 Uhr

zu Jägersfreude auf dem Werk selbst durch den unterschriebenen damit beauftragten Notar statt, bei welchem sowohl als auch bei den Gebr. Gouvy zu Goffontaine die Bedingungen zu erfahren sind.

Das Werk eignet sich durch seine Lage ganz vorzüglich zur Anlage einer Mühle und sonstiger Etablissements. Die Wohnhäuser und das Acker- und Wiesenland werden einzeln und parzellenweise verkauft.

Saarbrücken, den 21. Mai 1851

C. A. Reusch
Notar“

Der Käufer des Stahlhammers, ein gewisser Schenkelberger aus Saarbrücken, richtete eine Fabrik zur Herstellung feuerfester Steine und Tonröhren ein. Als Schenkelberger in Konkurs ging, wurde das Werk 1888 zum Preis von 142 000 Mark an die Firma J. R. Geith in Coburg versteigert. 1899 ging die Fabrik, die mittlerweile zum Stillstand gekommen war, an einen gewissen Schmoll aus St. Johann über. Dieser verkaufte das Werksgelände an die Grubenverwaltung, in deren Besitz es noch heute ist ²⁶⁾.

Die Anfänge des Jägersfreuder Steinkohlenbergbaus

Das Kohlgraben bei Jägersfreude finden wir erstmalig in dem schon genannten und nicht zur Ausführung gekommenen Pachtvertrag von 1758 erwähnt. Neben den genannten drei Eisenwerken umfaßte die Verpachtung auch eine bei dem Platinenhammer gelegene ausgegangene Steinkohlengrube, welche neu eröffnet werden sollte. Im April 1766 heißt es in einem Bericht des Berginspektors Jakobi von der „Plattiner Grube“:

„... nur der Fehler (ist) darinnen, wie bei allen Gruben, nämlich daß solche nicht söhlig auf dem Streichen, sondern auf dem Steigen mit der Hauptfeldstrecke in die Höhe gebrochen und ausgelenkt worden.“

Im Jahre 1767 wurden auf der Grube 141 Fuder 23 Zentner Kohlen für 335 fl. 15 alb. verkauft, an Besoldungskohlen 15 Fuder 16 Zentner für 18 fl. 25 alb.; im folgenden Jahre 158 Fuder 25 Zentner für 198 fl. 27 alb. 7 d. Fünf Jahre später befand sich nur ein Stollen beim Platinenhammer, beschäftigt mit der Förderung waren zwei Arbeiter. Der Abbau wurde bald eingestellt.

Erst in französischer Zeit, 1809, wurde die Grube Jägersfreude wieder eröffnet. Man legte nicht weit vom Sulzbach einen Stollen an, aus welchem man durch einen Querschlag rechts und links fünf Flöze aufschloß. 1813 wurden 2706 Fuder 3 Doppelzentner gefördert, die mittlere Belegschaft betrug 34 Mann. Die Leistung hob sich unter der preußischen Verwaltung, nachdem 1817 zwei neue Stollen, Pauline und Karoline, angelegt worden waren, deren Namen auf die später angelegten Schächte übergingen. Zwei Flöze und Schächte wurden zu Ehren des Fürsten Hardenberg und seiner Gemahlin Charlotte benannt. Die Förderung betrug

1835 5 940 Fuder 8 Zentner mit 71 Arbeitern

1840 10 215 Fuder — Zentner mit 109 Arbeitern

1850 8 574 Fuder 20 Zentner mit 119 Arbeitern

Um die Jahrhundertmitte wurde die Pferdeförderung eingeführt. Die Eröffnung der Saarbrücker Eisenbahn 1852 und die Abteufung der Jägersfreuder Schächte 1856 ließen die Förderung schnell ansteigen. Mit der Anlage des Schiedenbornschachtes auf dem Feld der Grube Jägersfreude 1898 und dem Durchschlag zur alten Grube Dudweiler 1902 werden die Voraussetzungen für den modernen Grubenbau geschaffen ²⁷⁾.

Bevölkerungsverhältnisse

Von einer bodenständigen Bevölkerung kann in dem ersten Jahrhundert des Bestehens von Jägersfreude keine Rede sein. Solange das Eisenwerk der einzige Betrieb war, zog es eine Facharbeiterschaft an, die wegen der unbeständigen Verhältnisse der damaligen Eisenindustrie im allgemeinen nur kurze Zeit an Ort und Stelle blieb, um sich dann nach einer neuen Arbeitsstelle umzusehen. So dürfte wohl während des ganzen 18. Jahrhunderts der Bestand der in den wenigen Unterkünften beim Werk wohnhaften Arbeiter mit ihren Angehörigen kaum die Zahl 50 überstiegen haben. Im Jahre 1802 bestanden in Jägersfreude erst 4 Feuerstellen, und es wohnten dort 48 reformierte (?) Einwohner ²⁸⁾.

Die stetig anwachsende Kohlenförderung nach 1810 spiegelt sich wieder in einer langsam zunehmenden Bevölkerung. Schon 1820 hat sich die Zahl der Feuerstellen vervielfacht; die Zahl der Seelen ist auf 80 gestiegen ²⁹⁾. Im Jahre 1843 zählt man in der Bürgermeisterei Dudweiler zu Jägersfreude (ehem. Platinhammer) schon 24 Wohnhäuser und 166 Einwohner, von denen 94 katholisch und 72 evangelisch sind.

Nach 1820 hat die Besiedlung über den Sulzbach auf die St. Johanner Seite hinübergegriffen. Auf der erwähnten Karte von 1839 sind gegenüber dem Platinenhammer im von der Haupt-, der Hammer- und der Weiherstraße gebildeten Dreieck vier Wohnhäuser eingezeichnet, ein weiteres an der Hauptstraße oberhalb des Grubenweges. Das älteste davon, in dem die Poststelle sich befindet, trägt die Jahreszahl 1825 und die Inschrift: Glueck auf zur Jaegersfreud. 1843 stehen im Weiler Jägersfreude der Bürgermeisterei Saarbrücken 8 Wohnhäuser mit 27 katholischen und 41 evangelischen Bewohnern. Damit beläuft sich in jenem Jahr die Gesamtzahl der Einwohner Jägersfreudes zu beiden Seiten der Bachgrenze auf 134 ³⁰⁾.

Der rapide Aufschwung des Kohlenbergbaus nach 1850 führt zu einer sprunghaften Aufwärtsbewegung der Bevölkerungszahl. Der Zustrom von Bergleuten aus der Eifel, dem Hunsrück und aus Mitteldeutschland schafft eine bodenständige Arbeiterbevölkerung, die sich entlang der Hauptstraße,

vor allem aber auf den sich entwaldenden Höhen über dem alten Blechhammer niederlassen. Die Todesstunde des Eisenwerkes ist gleichsam die Geburtsstunde des Jägersfreude, wie es unsere Generation kennt. Gleichzeitig mit der Anlage der Kolonie Herrensohr seit 1856 nimmt auch Jägersfreude zunehmend den Charakter einer jener zahlreichen Bergarbeitersiedlungen an, wie sie damals allenthalben im saarländischen Industriegebiet emporwachsen und sein Gesicht bis auf den heutigen Tag prägen. Mit der Einstellung der Kohlenförderung in diesem Jahr kommt auch dieses Jahrhundert Jägersfreuder Geschichte zum Abschluß.

Anmerkungen:

- 1) Saarbrücker Bergmannskalender 1966, S. 18.
- 2) A. Ruppertsberg, Geschichte der Gemeinde und Bürgermeisterei Dudweiler, Saarbrücken 1923, S. 165; G. Bauer, Die Flurnamen der Stadt Saarbrücken, Bonn 1957, S. 45.
- 3) A. Haßlacher, Beiträge zur älteren Geschichte des Eisenhüttenwesens im Saargebiet, Berlin 1896, S. 15.
- 4) Ruppertsberg, S. 171. — Wenn Ruppertsberg meint: „... damit kann nicht ein erst drei Jahre vorher angelegtes Werk gemeint sein, sondern eine ältere Schmelze“, so leuchtet uns diese Logik nicht ein. Wie noch gezeigt wird, waren schon 1719 Arbeiter beschäftigt, also das Werk schon in Betrieb.
- 5) Friedrich Koellner, Etwas zum Zeit Vertreib der Winter Abenten vom Jahr 1808, S. 292 (MS. Stadtbücherei Saarbrücken).
- 6) W. Krämer, Geschichte des Eisenwerkes zu St. Ingbert, Speyer 1933, S. 16.
- 7) C. Freiherr von Gienanth, Geschichte der Familie Guinand von 1655 — 1952, 2. Aufl., Heidelberg 1952, S. 17 ff.
- 8) Ruppertsberg, S. 27.
- 9) Dr. Muth, Pfarrgeschichtliche Bilder der kath. Pfarrei St. Johann und Saarbrücken, St. Johann 1908, S. 42 ff.
- 10) Haßlacher, S. 21.
- 11) H. Hild, Dörfer, Städte, Schlösser an der Saar, Saarbrücken 1966, S. 93.
- 12) Ruppertsberg, S. 28.
- 13) Ruppertsberg, S. 171 u. 180; J. Gayot-H. Herly, La Métallurgie des Pays de la Sarre moyenne jusqu'en 1815, Nancy 1928, S. 26; K. Hoppstädter, Der Jude in der Geschichte des Saarlandes, Kaiserslautern 1943, S. 44 f.; H. Schuler, Fürst Wilhelm Heinrich und die Frau Loth, MS., S. 8.
- 14) Staatsarchiv Koblenz 22/2554: Das Hofguth zu Duttweiler (irreführender Weise ergänzt durch: genannt der Platinhammer) 1762—83.
- 15) Ruppertsberg, S. 53 f.
- 16) Staud hatte sowohl die Harzhütte bei Sulzbach wie auch die neue Alaunhütte zu Dudweiler erbaut und leitete deren Betrieb. Goethe, der ihn irrtümlich Stauf nennt und die skurrile Erscheinung des „hageren abgelebten Männchens“ hervorhebt, fand bei seinem Besuch im Juni 1770 die Harzhütte sowie die 1764 zum Verkoken (Ausziehen) von Steinkohlen zwecks Verhüttung von Eisenerzen bei der Sulzbacher Schmelze errichteten Koksöfen längst erkaltet vor. (A. Haßlacher, Der Steinkohlenbergbau des Preußischen Staates in der Umgebung von Saarbrücken, II, Berlin 1904, S. 95 ff; Johann Wolfgang von Goethe, Dichtung und Wahrheit, Buch 10.)
- 17) St.A.K. 22/2300: Saarbrückische Eisenhütten.
- 18) Ruppertsberg, S. 172 ff.
- 19) St.A.K. 22/2554.
- 20) St.A.K. 22/4135: Verfügung der Saarbrückischen Regierung, daß dem neuen Gouvyschen Stahlwerke im Parforcezaun der Name Jägersfreude beigelegt werden soll. 1777.
- 21) Ruppertsberg, S. 172 ff.
- 22) St.A.K. 22/4138: Versteigerung der Gouvyschen Stahlwerke zu Scheidt und Jägersfreud. 1785 ff.
- 23) Gayot-Herly, S. 27.
- 24) P. Gouvy, Les forges de Hombourg-Haut, Pont-à-Mousson 1930, S. 15 ff.
- 25) Saarzeitung, Jg. 1851, Nr. 62 ff.
- 26) Festschrift zum 25jährigen Jubelfest des Musikvereins Jägersfreude 1928, o. S. — Nach dieser in vielen Dingen unzuverlässigen Schrift sind die Familien Lang, Fecht, Prinz, Neuschwander, Hary und Blank die ältesten am Ort. — Das Gelände des „Werkes“, wie es heute noch heißt, ist jetzt zum größten Teil mit Mietwohnungen der Grubenverwaltung bebaut. Einige Mauerreste künden noch von den vor dem 1. Weltkriege abgetragenen Werksgebäuden. Die am Haldenweg gelegenen Häuser scheinen bis in die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts zurückzureichen.
- 27) Ruppertsberg, S. 174 ff.; Haßlacher, Steinkohlenbergbau, S. 64 ff.
- 28) Ruppertsberg, S. 176.
- 29) Statistisch-topographische Beschreibung des Regierungs-Bezirks Trier, 1820, S. 101.
- 30) G. Baersch, Beschreibung des Regierungs-Bezirks Trier, II, 1846, S. 80 und 85.

BLEIBT DIE EINZIGE SAARLÄNDISCHE MUSIKBÜCHEREI ERHALTEN?

Es gehört zu den Aufgaben unserer Zeitschrift, kulturelle Bestrebungen unseres Raumes widerzuspiegeln. Laienmusizieren und Volksmusik spielen ohne Frage gerade im Saarland eine besondere Rolle. In diesem Zusammenhang ist die Frage nach Versorgung der musizierenden Kreise der Bevölkerung mit Notenmaterial und sachgemäßer Beratung von Bedeutung. Wir veröffentlichen daher im folgenden eine Denkschrift des bisherigen Betreuers der mit dieser Aufgabe betrauten Staatlichen Musikbücherei, die dieser mehrere Wochen vor Erscheinen der vorliegenden SAARBRÜCKER HEFTE den zuständigen Stellen der Regierung eingereicht hat, da diese Denkschrift, gleich wie man zu ihrem Standpunkt stehen mag, unsern Lesern von Interesse sein dürfte. Die Veröffentlichung erfolgt in einer vom Verfasser revidierten Fassung.

Der Autor, weit über den örtlichen Rahmen hinaus musikwissenschaftlich hervorgetreten durch neue Beiträge zur Bachforschung, hat in 16 Jahren seiner Tätigkeit als Musikbibliothekar die große Saarbrücker Musikbücherei aufgebaut. Für viele saarländische Musikfreunde ist sein Name identisch mit dem Begriff Musikbücherei, der materiellen Quelle ihres Musizierens, geworden. Krause sieht Entwicklungen sich anbahnen, die das Ende der „Öffentlichen Musikbücherei“ bedeuten können. Die Tatsache, daß Krause in Kürze die Altersgrenze erreicht, beschleunigt einerseits die bevorstehenden Entscheidungen der Regierung, andererseits steht er selber dadurch außer Verdacht, persönliche Vorteile anzustreben. Die Schriftleitung

Zweck der Musikbücherei

Aufgabe der Musikbücherei ist, der Bevölkerung des ganzen Saarlandes Noten und Musikschrifttum bereitzustellen und zu vermitteln, um so mit größter Breitenwirkung und ohne Wertung der jeweiligen Art der Musikübung die Pflege der Musik in der Bevölkerung zu erleichtern und durch Beratung zum Besseren hinzulenken. Die Musikbücherei ist also keine „Bibliothek“, die der Dokumentation und Information dient, sondern ihre Bestände sind Verbrauchsgüter, die durch Beratung an die Stellen zu dirigieren sind, wo aus den „Gebrauchsanweisungen für Instrumente und Singstimmen“, den Noten, klingende Musikübung wird. Das Ziel der Musikbücherei liegt nicht im Notenbestand, sondern dort, wo musiziert wird, und sei es noch so laienhaft. Sie ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die von der Kultusministerkonferenz am 19./20. Januar 1967 angeregte Förderung der Musikpflege und die einzige Institution im Saarland, die durch ihre Beratung auch noch über die Schule hinaus die erwachsenen Laienmusiker zu den wirklichen Werten unserer Musik hinführen kann. Wie die Einrichtung selbst einmalig ist, so ist also auch die Aufgabe einzigartig.

Die saarländische Musikbücherei arbeitet nicht im kommunalen Raum, sondern sie wurde von vornherein auf die Versorgung des ganzen Saarlandes mit Musikalien eingestellt. Zur Vermittlung fordern die öffentlichen Büchereien im Lande die gewünschten Titel in Saarbrücken an. Vier größere Büchereien — Völklingen, Homburg, St. Ingbert und St. Wendel — arbeiten in diesem Sinne mit kleinen, in Saarbrücken entliehenen Notenbeständen. Diese Arbeitsweise einer Musikbücherei ist bisher einzigartig in der Bundesrepublik und bewährt sich immer wieder.

In den Aufbau des Bestandes wurden hier erstmals Musikpraktiken einbezogen, die von andern Musikbüchereien nicht bedacht werden: das Singen vom Kindergarten und der Schule an bis zum weltlichen und kirchlichen Chor, das Musizieren mit Volksinstrumenten aller Art, Zupf- und Akkordeon-Ensembles, Volkstanz u. a. m. Es sind dies z. T. typisch saarländische Formen der Musikübung, die dem Laien entsprechen, und deren musikalisches Niveau hochzuhalten eine besondere Aufgabe der Musikbücherei ist.

Die Musikbücherei hat jetzt einen Bestand von 34 000 Bänden und ist der Zahl nach die drittgrößte der Bundesrepublik. Die große Zahl der Noten war notwendig, da nicht, wie bei anderen Musikbüchereien, nur die große

Kunst berücksichtigt wurde, der Bestand vielmehr den Erfordernissen auch der Musikübung auf dem Lande dienen und Musikpraktiken berücksichtigen soll, die von anderen Musikbüchereien ignoriert werden. Dem materiellen Wert nach liegt die Musikbücherei aber weit hinter manchen kleineren Musikbüchereien, da eine sehr große Zahl der gezählten Titel zur Chor- und Spielmusik gehören, deren Wert nur Pfennige ausmacht. Die Eigenart des Bestandes erlaubt also keinen Vergleich mit den Bestandszahlen anderer Musikbüchereien. Aber dem Arbeitsanfall nach ist sie nur den größten zu vergleichen.

Ideelle und organisatorische Zuordnung

Die Musikübung in der Bevölkerung ist der Humusboden der musikalischen Kultur überhaupt. Aber sie ist „ludus“, wenn man will „Hobby“, und in keiner Weise der zielgerichteten, mühevollen Arbeit des Berufsmusikers zu vergleichen. Zunächst häusliches Vergnügen des Einzelnen, gibt die Musik von sich aus Anlaß zum Zusammenschluß mehrerer Spieler, dann zu kleinen, der Zusammensetzung der Instrumente oder Stimmen nach sehr verschiedenen Kammermusik- und Spielgruppen oder größeren instrumentalen und chorischen Ensembles. Dann hat die Musikübung gewisse Ähnlichkeit mit dem Sport. Die Freiheit des ludus, die Bereitwilligkeit zur Unterordnung in der Gemeinschaft und das Streben nach Vollkommenheit und nicht zweckgebundener Leistung ist in beiden zu finden.

Völlig diesen Ideen entsprechend wird die Musikbücherei von dem Dezernat Volksbildung des Kultusministeriums am Leben gehalten. Diese Zuordnung ist die einzig der Sache entsprechende.

Wenig glücklich war, daß das Dezernat Volksbildung dem Staatlichen Büchereiamt den Auftrag gab, die Musikbücherei in seinem Rahmen aufzubauen. Es ist nicht Auftrag des Büchereiamtes, neue Büchereien aus Subventionsmitteln zu schaffen, sondern bestehende zu fördern. Es bestand im Jahr 1952 die „Ergänzungsbücherei“ des Büchereiamtes, und da in diesem Rahmen die Musikbücherei aufgebaut wurde, blieb die Musikbücherei ohne Namen und Status. Im Landeshaushalt wird man die Musikbücherei vergeblich suchen, da sie immer noch von Subventionsmitteln des Büchereiamtes am Leben gehalten wird, trotz ihrer Größe und Bedeutung.

Daran hat sich auch nichts geändert, als 1962 die Musikbücherei unter die Aufsicht der Hochschule für Musik gestellt wurde. Die Mittel des Büchereiamtes aber wurden karger, der einzige Mitarbeiter wurde entzogen, so daß die Musikbücherei bei jeder Erkrankung schließen muß. Die Musikbücherei kann als einzige der Bundesrepublik ihren Benutzern nicht das pädagogische Hilfsmittel der Schallplatte anbieten, das für viele Musikliebhaber einen zusätzlich Anreiz zum Besuch darstellt. In anderen Musikbüchereien kann jedermann sich die vorhandenen Schallplatten an dort zur Verfügung stehenden Geräten anhören und gleichzeitig die Musik in der Partitur verfolgen. Das, was verständlicherweise am gleichen Ort benötigt wird, Notenbild und Schallplatte, ist hier durch mehrere Kilometer voneinander getrennt. Die Staatliche Bildstelle leiht zwar an Schulen, Jugendorganisationen und volksbildende Einrichtungen Schallplatten aus, aber nicht an Privatpersonen, und gibt ihnen auch keine Abhörgelegenheit. Es ist kaum zu hoffen, daß die auf diese Weise nur von zwei verschiedenen Dienststellen und nur getrennt bereitgehaltenen Noten und Schallplatten sich an einer

dritten Stelle, der Hochschule für Musik, zusammenfinden und dort für die interessierten Laien, deren es im Saarland besonders viele gibt, zugänglich gemacht werden. Die Verlegung in Räume der Hochschule auf der entlegenen Reppersbergstraße ließ die Benutzung auf die Hälfte herabsinken. Auch die Unterstellung unter die Hochschule erwies sich also als unzweckmäßig.

Die Ursache dafür ist nicht schwer zu erkennen: Die Hochschule für Musik hat den Auftrag, im Sinne einer Berufsausbildung die handwerklichen und geistigen Fähigkeiten von Einzelpersonen zu höchster Reife zu entwickeln. Die dafür nötigen Lehrkräfte müssen spezialisierte Künstler von hohem Format sein. Die Richtung ihres Erziehungsweges geht zum konzertierenden Künstler hin, nicht in die Breite der Volksmusikübung. Die Hochschule für Musik müßte ihr Niveau senken, wollte sie sich ernsthaft der Volksmusikübung annehmen. Die Fülle der ihr gestellten hohen und vielseitigen Aufgaben bringt es mit sich, daß sie sich der musikalischen Erwachsenenbildung in der Bevölkerung nicht annehmen kann. Eine Musikbücherei zu unterhalten und nachhaltig zu fördern, liegt vollends gänzlich außerhalb ihres Aufgabenbereiches. Die Fürsorge und Förderung, die für eine Musikbücherei genauso wie für Volkshochschulen und Öffentliche Büchereien nötig sind, können nicht von einer mit völlig verschiedenem Auftrage arbeitenden andern Institution mit der linken Hand gewährt werden. Das Dezernat der „Volksbildung“ ist der einzig adäquate Rahmen, in dem die Musikbücherei gedeihen und fruchtbare Arbeit leisten kann. In diesem Rahmen konnte sie ihrer besonderen Aufgabe entsprechend aufgebaut werden und eine der musiksoziologischen Situation im Saarlande entsprechende Arbeitsweise entwickeln. Die Musikbücherei aus diesem Zusammenhang lösen hieße ihr Ende vorbereiten.

Neuordnung des Büchereiwesens

Eine Änderung scheint aber unmittelbar bevorzustehen. In einem Memorandum des Vereins Deutscher Volksbibliothekare vom 19. Februar 1968 wird empfohlen, die Bildungsmöglichkeiten der Öffentlichen Büchereien dadurch besser auszunützen, daß in Zukunft kleine örtliche Büchereien benötigte Bücher bei den Kreisbüchereien anfordern und ausleihen, diese wiederum erbetene Buchtitel bei einer zu schaffenden Landesbücherei anfordern. Dieser schon 50 Jahre alte Vorschlag ist gut, mit seiner Durchführung ist zu rechnen. Das Memorandum empfiehlt die Auflösung des Staatlichen Büchereiamtes.

Dadurch würde aber jener Haushaltstitel des Büchereiamtes verschwinden, aus dem bisher die Mittel der Musikbücherei stammten. Es wird nötig, der Musikbücherei einen Status zu geben, der nicht nur ihre Existenz, sondern auch eine ihrer Idee entsprechende Arbeitsweise in Zukunft ermöglicht. Schon seit Jahren entspricht die Arbeitsweise der Musikbücherei völlig dem, was das Memorandum von der Landesbücherei erhofft. Es liegt nahe, die Musikbücherei zur eigenständigen Landesmusikbücherei zu machen und sie auf diese Weise in dem ihrer Art entsprechenden Rahmen der Volks- und Erwachsenenbildung zu erhalten.

Der Aufbau der Musikbücherei im Sinne eines Teiles der „Ergänzungsbücherei des Staatlichen Büchereiamtes“ und aus Subventionsmitteln zeigte viele Kennzeichen eines verwaltungsrechtlich fragwürdigen Provisoriums.

Immerhin ging daraus hervor die nun drittgrößte Musikbücherei der Bundesrepublik, die als erste und einzige nicht eine Stadt, sondern das ganze Saarland versorgt. Diese Tatsachen lassen sich kaum ignorieren. Die Musikbücherei ist dem Leihverkehr der deutschen Bibliotheken angeschlossen. Sie entspricht also völlig dem, was das obengenannte Memorandum der Volksbibliothekare auf dem Gebiet der Literatur von der geforderten „Landesbücherei“ erwartet. Es würden nur Tatsachen der Arbeitsweise der Musikbücherei offiziell bestätigt werden, wenn man sie zur Landesmusikbücherei machen würde.

Von außen her wurde eine dementsprechende Funktion der Saarbrücker Musikbücherei bereits anerkannt in der Schrift „Der Leihverkehr in der Bundesrepublik Deutschland“ (Frankfurt, Klostermann-Verlag 1967), die die Leihverkehrsordnung und ein Verzeichnis der am Leihverkehr beteiligten Bibliotheken enthält. Für den Bereich des Zentralkataloges Baden-Württemberg mit Pfalz und Saarland ist dort neben den Landesbüchereien Stuttgart, Karlsruhe und Speyer für das Gebiet der Musik allein die Saarbrücker Musikbücherei aufgeführt mit dem Zusatz „umfangreiche neuere Sammlung“. Offenbar erkennt man aus der Ferne die Möglichkeiten der Musikbücherei.

Es ist nicht einzusehen, warum eine solche Anerkennung schon bestehender Tatsachen auch Mehrkosten verursachen müßte. Ein eigener Haushalt ist aber für das Weiterbestehen der Musikbücherei unerlässlich. Erst wenn dieser Haushalt im Landeshaushalt erkennbar nachgewiesen ist, wird man darüber sprechen können, ob die gestellten Aufgaben mit dem verfügbaren Mitteln erfüllt werden können.

Das Fehlen eines eigenen Haushaltes dagegen erweckt den Eindruck, als ob die volksbildenden Aufgaben der Musikbücherei für irrelevant gehalten werden und von einer anderen Institution, die scheinbar verwandte bibliothekarische oder musikpädagogische Aufgaben hat, mit der linken Hand erledigt werden könnten. Dieser Irrtum liegt leider allzu nahe. Ihn zu erkennen, müßte man die Arbeitsweise der Musikbücherei in der Praxis kennengelernt haben.

Musikbücherei und Hochschule für Musik

Obwohl die Musikbücherei noch immer zum Haushalt des Staatlichen Büchereiamtes gehört, wird sie von der Hochschule für Musik als nachgeordnete Dienststelle verwaltungsmäßig mitbetreut. Sie ist in Räumen der Hochschule auf der Reppersbergstraße an der äußersten Peripherie der Stadt untergebracht. Der Besuch ging daraufhin auf die Hälfte zurück. Die Kenntnis dieser Tatsache, die in jeder Jahresstatistik ausführlich berichtet wurde, gab leider keine Veranlassung, sich um besser geeignete Räume im Stadtzentrum zu bemühen.

Statistisch belegt wurde auch die Tatsache, daß die Struktur der Benutzerschaft sich grundlegend geändert hat. Die Laienmusikanten, die früher weitaus die Mehrzahl der Besucher stellten, blieben aus, weil der Weg zu weit, das Fahrgeld immer teurer wurde. Für sie aber war die Musikbücherei eigentlich gedacht. Nur noch 32 Prozent der Besucher waren 1967 als Laien anzusprechen. Der eigentliche Sinn der Musikbücherei ist also entstellt.

Es ist dennoch unlogisch, wenn aus der heute überwiegenden Benutzung der Musikbücherei durch Musiker und Musikstudierende die Zweckmäßigkeit eines Zusammenschlusses mit der Musikhochschule abgeleitet wird. Dieser hat sich bereits sechs Jahre lang durch das Ausbleiben der Laien als unzweckmäßig erwiesen. Es gilt jetzt nicht, den Musikstudierenden die Benutzung bequemer zu machen, sondern zu erkennen, warum die Musikbücherei ihre Aufgabe, der Volksbildung, dem Laien zu dienen, nur noch unbefriedigend erfüllt. Im Sinne der Volksbildung hätte es nahegelegen, die Ursachen dieses Rückschrittes wieder auszuschalten. Anstatt dessen plant die Hochschule die Zusammenlegung der Musikbücherei mit der Hochschulbibliothek.

Dieser Plan ist utopisch und für die Musikbücherei verhängnisvoll. In keiner deutschen Stadt hat die Musikhochschule gleichzeitig die Aufgaben der Berufsausbildung und der Fürsorge für die musikalische Volksbildung durch eine Musikbücherei, denn diese beiden Funktionen sind unvereinbar. Vielfach haben aber Musikbüchereien sich neben Hochschulen unabhängig zu kulturellen Zentren von Bedeutung entwickelt, in denen außer der bibliothekarischen Funktion die musikalische Volksbildung durch Vorträge, Schallplattenvorführungen und Musizieren in Musikkreisen sehr rege gefördert wird. Aus Raum- und Zeitgründen war hier eine solche naheliegende Arbeitsweise bisher nicht möglich, da die organisatorische Unterstellung unter eine andere, ihrem eigentlichen Zweck fremde Dienststelle die Musikbücherei zur Anpassung an deren Gegebenheiten zwang.

Aber nicht nur der weite Anweg und die Höhe des Fahrpreises ist der Grund für diese Umstrukturierung der Benutzerschaft. Ein psychologischer Grund spielt dabei eine größere Rolle, als der Außenstehende ahnen kann: Der bescheidene Chorleiter, Zupfer, Akkordeonspieler und Hausmusikant hat ausgesprochene Hemmungen in ein Haus zu gehen, an dem das Schild „Hochschule für Musik“ prangt. (Man geht schließlich auch nicht in die Universitätsbibliothek, um sich über andere Hobbys oder Sportarten zu informieren!) Eine Einrichtung, die für den Laien gedacht ist und niemals den Eindruck einer Bevormundung erwecken darf, wenn sie auch pädagogisch wirken möchte, darf nicht durch ein Schild an der Tür eine Schwellenwirkung erzeugen, die den Laienspieler zurückweist. Meine Bitte, „Öffentliche Musikbücherei“ an die Tür zu schreiben, wurde nicht erfüllt. Die psychologische Auswirkung ist fast täglich festzustellen – in der Musikbücherei, nicht in der Hochschule für Musik! Schon aus diesem Grunde war die räumliche Zusammenlegung der Musikbücherei mit der Hochschule ein Fehlschlag.

Der hier zu erwartende Einwand, man könne diese psychologischen Hemmungen auf publizistischem Wege abstellen, ist irrig. Nach nunmehr 16 Jahren kommen immer wieder Besucher, die „soeben erst“ erfahren haben, daß es eine Musikbücherei gibt, und die die merkwürdigsten Vorstellungen davon haben. Wieviel müßte geschrieben und gedruckt (!) werden, damit die Menschen glauben, daß die Hochschule für Musik den Laien gegenüber keine „Hochschule“ ist! Daß ihnen dort wirklich auch auf die dümmsten Wünsche und Fragen und nicht „von oben herab“ geholfen wird! Die Hemmungen bestehen und sie können nicht fortkommandiert werden. Sie zu ignorieren wäre unklug.

Verwaltungsmäßige Zusammenlegung

Die Hochschule ist verständlicherweise interessiert, den reichen Bestand der Musikbücherei nicht nur in der Nähe zu haben, sondern auch zu besitzen. Die auch haushaltsmäßige Zusammenlegung der beiden Musikbestände ist dann schwerlich aufzuhalten. Dabei wird aber die weit größere, für die Funktion einer Landesmusikbücherei geschaffene Musikbücherei, die der Volksbildung und a u c h der Hochschule dienen könnte, zu einem Bestandteil der Hochschulbibliothek, und sie wird dadurch ihrer eigentlichen Aufgabe, der Volksbildung, entzogen. Denn der Haushalt der Hochschule ist zweckbestimmt für die Berufsausbildung. Die Hochschulbibliothek aber kann nicht mit Musikalien für Chöre, Zupfer, Akkordeonspieler, ländliche Blasmusiken und Chöre angereichert werden. Die Volksmusik liegt ja nicht im Auftrage der Hochschule für Musik! Keine Verwaltungsanordnung kann die Hochschule verpflichten, ihre Haushaltsmittel für Musikalien auszugeben, die nicht für die Berufsausbildung im Sinne der hohen Kunst benötigt werden.

Aufbau der Hochschulbibliothek

Die Unterrichtsbibliothek der Hochschule ist vergleichbar mit den Institutsbibliotheken der Universität. Auch sie ist ihrer Art nach eigentlich eine der Öffentlichkeit nicht zugängliche Präsenzbibliothek, wenn auch hier (für das Üben) die Ausleihe etwas gelockert werden muß. Der jeweilige Fachlehrer weiß, welcher Schüler ein Werk benützt. Er schlägt auch die für den Unterricht benötigten Werke zur Anschaffung vor. Der Bibliothekar hat also keinen Einfluß auf die Anschaffungen und den Bestandsaufbau. Seine Tätigkeit besteht im Verwalten der Unterrichtsmateriale, und das ist verantwortungsvoll genug. Hochschüler und Dozenten benötigen keine Beratung. Für die Verwaltung einer Hochschulbibliothek genügt also ein Minimum an musikalischer Fachkenntnis, da sie eine von Fachleuten aufgebaute Fachbibliothek mit hohen Ansprüchen ist, die nur in Ordnung zu halten ist.

Aufbau der Musikbücherei

Der Bestandsaufbau einer Musikbücherei erfordert dagegen erhebliche musikalische Fachkenntnis und eine nach zwei Seiten gerichtete Aufmerksamkeit. Die Musikbücherei muß den Laien zufriedenstellen, ob er nur als kleiner Musizierer oder Anfänger einen Wiener Walzer für Akkordeon oder ein Operettenlied wünscht oder aber auch am Radio Pendereckis Psalmen mit der Partitur sich zugänglicher machen möchte. Die den Aufbau vorbereitende Lektoratsarbeit, die bei der Hochschulbibliothek durch Anforderungen der verschiedenen Fachlehrern ersetzt ist, muß also die Musikübung in der ganzen Breite und Unterschiedlichkeit kennen und berücksichtigen. Einem Hochschullehrer sind die nach Geschmack und Schwierigkeitsgraden „unteren Grenzen“ der Musikübung kaum bekannt. Viele Entleiher der Musikbücherei müssen sich aber dort bescheiden. Der Musikbibliothekar muß also nicht nur ein der Hochschulbibliothek völlig fremdes Musikgut kennen und zu beurteilen wissen, sondern auch in ständigem engen Kontakt mit den Benutzern deren Ansprüche kennenlernen und beim Aufbau berücksichtigen. In einer Hochschulbibliothek ist das kaum möglich.

Arbeitsweise der Musikbücherei

In der Hochschulbibliothek verlangt der Studierende „Beethoven op. 111“, in der Musikbücherei wird „etwas zu spielen“ erbeten, und der Bibliothekar muß sich erst nach den möglicherweise beteiligten Instrumenten erkundigen und die Fähigkeiten des oder der Spieler auskundschaften. Er soll das richtige, vom Spieler erreichbare Werk anbieten. Dadurch wird der Besucher zum Objekt einer musikpädagogischen Absicht.

Das angebotene Werk ist aber für den Entleiher zumeist fremd, das Notenbild eine psychologische Schwelle, die ihn zunächst abweist. Erst wenn man ihm eine Anweisung für die Ausführung mit auf den Weg gibt, löst sich diese Hemmung. Die Arbeit des Musikbibliothekars ist dabei eine echt pädagogische, und die Notwendigkeit der musikalischen Beratung über einen Programmvorschlag hinaus ist oft auch bei nebenamtlichen Musikern, Lehrern, Kirchenmusikern oder Chorleitern gegeben. Beratung setzt Vertrauen voraus in den Musiker, der die Musikbücherei verwaltet. In einer nur schlechthin sauber „verwalteten“ Musikbücherei ist Beratung nicht möglich. Sie kann daher der Volksbildung nicht dienen.

Die Musikbücherei hat also eine von jeder anderen Bibliothek völlig verschiedene Aufgabe und Arbeitsweise, die durch die Vermengung mit einer anderen, wenn auch musikalischen Bibliothek in ihrer eigentlich musikpädagogischen Absicht gestört wird. Musikbibliothekar ist ein hochspezialisierter Beruf, der nicht nur vielseitige musikalische Kenntnisse und Fähigkeiten voraussetzt, sondern für den auch selbständiges organisatorisches Denken, bibliothekarische Kenntnisse und restlos hingebungsvolles Eingehen auf die Entleiher zu fordern sind. Er muß ständig für die Ausleihe bereit sein.

Der Musikbibliothekar

Es besteht ein anerkannter Ausbildungsgang für Musikbibliothekare, der seine Grundlage in der Rahmenvereinbarung der Kultusministerkonferenz vom 18. Januar 1968 hat und dem auch die Bestimmungen des Tarifvertrages angepaßt sind. An den Bibliothekschulen von Stuttgart und Hamburg findet diese Sonderausbildung statt. Man darf wohl annehmen, daß damit eine verpflichtende Regelung für die Vorbildung des Musikbibliothekars intendiert war, die auch im Saarland und für die drittgrößte deutsche Musikbücherei kaum ignoriert werden kann.

Die Direktion der Hochschule für Musik hat die Stelle meines Nachfolgers durch Anschlag am schwarzen Brett unter den Studierenden ausgeschrieben. Die Intentionen der Kultusministerkonferenz und der Tarifvertrag werden dadurch umgangen. Bei 34 000 Bänden muß aber die Verwaltung der Musikbücherei durch eine nicht bibliothekarisch völlig versierte und eingearbeitete Kraft in kürzester Zeit zu einer Verwaltungskatastrophe führen, die zu reparieren unsagbare Arbeit machen wird. Sogar ein versierter Bibliothekar wird sich erst einarbeiten müssen. Wenn ich auch ein musikalisches Studium außer den bibliothekarischen Kenntnissen für erforderlich halte, so ist es doch unleugbar richtig, daß keine Prüfung der Hochschule für Musik die Voraussetzungen für die Verwaltung einer sehr großen Musikbücherei beinhaltet. Die Ordnung der Musikbücherei würde durch eine fahrlässige Besetzung dieser Stelle gefährdet.

Zusammenfassung

1. Die räumliche Zusammenlegung der Musikbücherei mit der Hochschule für Musik hat sich schon jetzt als unzweckmäßig erwiesen. Die geplante Vereinigung der Musikbücherei mit der Unterrichtsbibliothek der Hochschule im neuen Hause würde zwar den Anweg erleichtern, aber zur Folge haben, daß die musikalische Volksbildung vernachlässigt und die musikpädagogische Aufgabe an der Laienmusikübung nicht mehr erfüllt wird.

2. Die einzige, in ihrer Arbeitsweise den kulturellen Gegebenheiten des ganzen Saarlandes entsprechende Musikbücherei kann ihren Aufgaben nur in unmittelbarer oder mittelbarer Unterstellung unter das Dezernat Volksbildung des Kultusministeriums erhalten bleiben, zu dessen Aufgabenbereich sie zweifellos gehört.

3. Nur die Spezialisierung für das Gebiet der Musik unterscheidet die Musikbücherei von der Landesbücherei, die im Memorandum der Volksbibliothekare gefordert wurde. Es liegt nahe, der Musikbücherei den Status einer Landes-Musikbücherei zu geben.

4. Der neue Leiter der Musikbücherei muß hauptamtlich tätig sein und alle von der Kultusministerkonferenz intendierten und in der Praxis erforderlichen bibliothekarischen und musikalischen Befähigungen nachweisen. Es wird nötig sein, die Stelle in Fachzeitschriften so zeitig auszuschreiben, daß der Bewerber nach seiner Wahl noch rechtzeitig seine bisherige Position kündigen kann. Bewerber werden sich nur finden, wenn die Stelle nach den Bedingungen des Tarifvertrages ausgeschrieben wird und dem Bewerber die Kompetenz eines „Leiters der Musikbücherei“ zugesichert wird.

Für den inneren systematischen Aufbau einer großen Musikbücherei gibt es bisher keine Normen. Auch ein versierter Musikbibliothekar ist daher darauf angewiesen, von mir als dem einzigen Kenner der hiesigen Systematik und Arbeitsweise der Musikbücherei eingewiesen zu werden. Das kann nicht in einigen Tagen, sondern nur in mehreren Monaten intensiver Zusammenarbeit geschehen.

5. Sowohl für die Wahl meines Nachfolgers als auch für organisatorische Einordnung der Musikbücherei im Sinne der „Volksbildung“ wird die Regierung auf den Rat erfahrener (und nicht interessierter) Bibliotheksdirektoren nicht verzichten können.

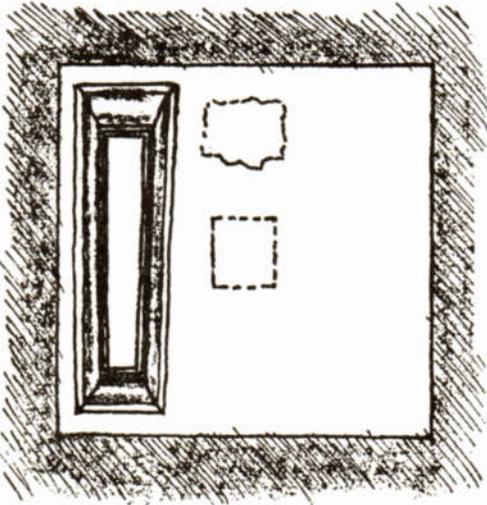
6. Zweckmäßig und für die Volksbildung wie für die Aktivierung der Musikbücherei außerordentlich wirksam wäre es, wenn die im Saarland verfügbaren Schallplatten der Allgemeinheit in der Musikbücherei zugänglich gemacht würden.

7. Ein klar ausgewiesener Haushalt der Musikbücherei wird auch dem Außenstehenden die Beurteilung ermöglichen, ob angesichts der besonderen Aufgaben der Musikbücherei der Ansatz der Mittel im Personal- und Sachtitel angemessen ist. Durch eine Vereinigung der Musikbücherei mit der Hochschulbibliothek sind keine Einsparungen möglich. Sie kann sich nur in einer Richtung auswirken, zu Ungunsten der musikalischen Volksbildung. Diese zu fördern, war 1952 die Absicht der Regierung, als sie den Aufbau der Musikbücherei beschloß.



WILHELM HEINRICH ZUM GEDENKEN

Gedanken am 24. Juli 1968



Am 24. Juli 1768 starb Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken. Er wurde 50 Jahre alt. In 27 Jahren kluger Regierung hatte er zum Wohl seines Saarbrücker Landes mehr geleistet als irgendeiner seiner Vorgänger, mehr auch als je irgendeine nachfolgende Persönlichkeit für dieses Land zu leisten imstande sein sollte. Nur Unwissenheit oder Selbstüberheblichkeit können an dieser Leistung noch Zweifel aufkommen lassen.

So wird im gegenwärtigen Jahr 1968 in besonderer Einmütigkeit der verschiedensten Schichten und Kreise die 250. Wiederkehr des Geburtstages und die 200. Wiederkehr des Todestages jenes Mannes begangen.

Der Historische Verein für die Saargegend gedachte durch die Herausgabe einer Festschrift der wirtschaftlichen und landespolitischen Leistungen Wilhelm Heinrichs ¹⁾).

In lebendigen Farben strahlte Wilhelm Heinrichs lebensgroßes Bild, den Schätzen des Saarland-Museums entliehen, dieser Tage über einer vielschichtigen Gesellschaft, die sich in der neuen Kongreßhalle der Landeshauptstadt Saarbrücken zusammengefunden hatte, um Wilhelm Heinrich noch nach 200 Jahren dankbar zu ehren ²⁾).

„MAGNUS IN TERRA AEDIFICATOR / MAIOR IN ANIMIS CIVIUM“ – groß als Baumeister im Land, größer in den Herzen der Bürger! ³⁾ – lautet ein Satz aus der goldenen Inschrift seines Grabmals in der Saarbrücker Schloßkirche. Noch vor wenigen Jahren hatte man von einem „miserablen“ Denkmal gesprochen, das „lange genug den Chor der Schloßkirche gestört“ habe ⁴⁾, heute bestätigte sich die Aussage dieses Denkmals in überraschender Weise: Noch nie in der fast 130jährigen Geschichte des Historischen Vereins fand ein Ruf dieses Vereins ein derartiges Echo wie die Einladung zu diesem, Wilhelm Heinrich gewidmeten Abend. Der Saal vermochte die Zahl der Gäste kaum zu fassen. Die junge Generation nahm starken Anteil. Ehrte sie damit den aktiven Staatsmann im Allgemeinen oder etwa speziell den Menschen Wilhelm Heinrich, der schon vor zwei Jahrhunderten seinen Zeitgenossen vorzuleben versuchte, „daß man nicht allemahl nur thun soll, was der Groß Vatter oder die Groß Mutter in Ihrer Einfalt vor gut gehalten hat“ ⁵⁾?

Ein wahrhaft beziehungsreiches Gedenken im Jahre der „teach in“, „go in“ und „sit in“!

Es wäre wenig sinnvoll, hier die bisher geschehene Laudatio Wilhelm Heinrichs im Einzelnen zu wiederholen. Statt dessen seien heute hier erstmalig einige Bilder aus der persönlichen Sphäre des Fürsten veröffentlicht ⁶⁾, deren Aussage über den Rahmen der historischen Dokumentation hinaus allgemein menschliche Bereiche berührt.

In der Stille, sozusagen am Rande des großen Gedenkfestes, blieb ein Erinnern persönlicher Art:

Vor zwanzig Jahren, im Frühjahr 1948, hatte ein Zufall, die Unachtsamkeit einiger Bauarbeiter, in den Trümmern der 1944 ausgebrannten Saarbrücker Schloßkirche unter dem ehemaligen Altarplatz ein kleines Gewölbe angeschlagen ⁷⁾.

Die Kunde verbreitete sich in dem kleinen Kreise derer, denen die Schloßkirche anvertraut war, rasch, doch nahm die Öffentlichkeit vorerst wenig Notiz. Sie wurde zunächst auch kaum informiert. Aufgrund gewisser Indizien war von vornherein außer Zweifel, daß es sich um die Grabkammer

Fürst Wilhelm Heinrichs handele⁸⁾. Die unvorhergesehene Gegenüberstellung der stillen Kammer aus der Vergangenheit mit der Nachkriegs-atmosphäre der Trümmerstadt von 1948 hinterließ einen tiefen Eindruck: Der schmale, hohe Kirchenraum als Ruine unter freiem Himmel, an den Wänden haushohe zerbrochene Grabdenkmäler, deren altertümliche Statuen gelassen über das frische junge Grün des Unkrauts hinweg blickten. Das alles, ehemals bergender Innenraum, war nun zum Außen geworden, über das Wind und Wolken jagten. Nur drunten, unter dem verwitterten, bemoosten Plattenboden des ehemaligen Altarplatzes, in der kleinen Kammer wohnte noch die Ruhe einer anderen, entrückten Welt, als sei da draußen inzwischen nichts geschehen.

Als architekturbegeisterter Gymnasiast des alten Ludwigsgymnasiums korrespondierte ich zu dieser Zeit bereits mehrere Jahre eifrig mit Karl Lohmeyer⁹⁾, dessen Person die lebendigste Verbindung zu der Epoche Wilhelm Heinrichs und seines Baudirektors Friedrich Joachim Stengel verkörperte. Meine ersten Rekonstruktionsmodelle Stengelscher Bauten, des Residenzschlosses und des Ludwigsplatzes, waren vier Jahre zuvor im Kriege verbrannt¹⁰⁾. Mein neues Modell der Ludwigskirche, das später einen Platz im Porzellansaal des Saarland-Museums einnehmen sollte, stand vor seiner Vollendung¹¹⁾. Über der Arbeit an diesem Modell hatte ich entdeckt, daß Stengels Hauptwerk Ludwigsplatz und Ludwigskirche, welches von Wilhelm Heinrich inspiriert war, seine Konzeption allein dem AD LAVDEM DEI PVBLICAM der Bauinschrift zu verdanken habe – zum öffentlichen Lobe Gottes –, ein bis dahin unbeachtetes neues Licht auf die Erscheinung Stengels und seines Fürsten Wilhelm Heinrich¹²⁾. Lohmeyers Interesse wuchs. Er sah die Ansätze zu sinnvoller Fortführung der von ihm selbst grundlegend begonnenen Forschungen¹³⁾.

In dieser Zeit plante Lohmeyer seine persönliche Rückkehr nach Saarbrücken, das er seit Jahrzehnten nicht mehr bewohnt hatte. So mischten sich in der regen Korrespondenz Fragen der Forschung mit Verhandlungen über die technischen Möglichkeiten, Lohmeyers Studierstube, Zentrum der Stengelforschung, wieder nach Saarbrücken heimkehren zu lassen¹⁴⁾.

Jener Zufall, der Wilhelm Heinrichs Grabkammer öffnete, traf damit in eine bestimmte, irgendwie bereits auf das Andenken Wilhelm Heinrichs ausgerichtete Atmosphäre.

Es folgten Monate oftmaliger Besuche in der stillen Gruft¹⁵⁾. Im Schein mitgebrachter Kerzen standen wir manche Minute vor dem grauen Leichnam. Es waren kleine Wallfahrten, mit jugendlichem Eifer und Ernst unternommen. Einmal sogar zog eine ganze Jugendgruppe der Kirchengemeinde nächtlicherweile im flackernden Laternenschein durch die dunkle Kirchenruine, um die Gruft zu besuchen¹⁶⁾. Während dieser Zeit nahm ich gerne hin, daß mir die Aufnahme und Wiederinstandsetzung der Grabkammer überlassen wurde¹⁷⁾. Durch das im Gewölbe eingebrochene Loch waren Sand und Steine in die Kammer gestürzt. Der Unterteil des doppelten Sarges war in sich zusammengesunken, da sich im Lauf der Jahrzehnte die Eckverbindungen gelöst hatten. Ich veranlaßte also einen mir bekannten Mediziner¹⁸⁾, den Leichnam zu besehen, einen Schneidermeister¹⁹⁾, die Textilien zu prüfen, und schließlich einen Schreiner²⁰⁾, mit mir zusammen die Gruft von Schutt zu befreien und den Sarg um den Leichnam wieder sorgfältig aufzurichten.

Die sich hierbei ergebenden Beobachtungen hielt ich in schriftlichen Berichten und fotografischen Aufnahmen fest ²¹⁾. Prof. Fritz Kloevokorn referierte über diese Unternehmungen dreizehn Jahre später in seiner Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Alt-Saarbrücken.

Ich erinnere mich der drängenden Unruhe, in der Karl Lohmeyer auf die Schließung der aufgebrochenen Gruft wartete ²²⁾ um dann, als die Gruft endlich wieder geschlossen war, spürbar aufzuatmen als sei eine große Gefahr gebannt. Freudig überreichte er mir ein Foto ²³⁾ des persönlichsten, lebensnahsten aller Wilhelm-Heinrich-Bildnisse ²⁴⁾, das er mit einer fingierten Widmung des Fürsten versehen hatte:

*s/l. Dichter Heintz.
Zur freundl. Erinnerung
an die Entdeckung u. heftige
Schnüfung der
Fürstengruft in der Schlosskirche,
W. H. F. Z. N. S.*

(W.H.F.Z.N.S. = Wilhelm Heinrich Fürst zu Nassau-Saarbrücken.)

Unvergessen bleibt endlich der Samstagabend ²⁵⁾, an dem der wiederhergestellte mächtige Eichensarg gerade in dem Augenblick wieder bergend den Leichnam umschloß, als draußen die Glocken der Stadt begannen, den Sonntag einzuläuten, während im benachbarten Kreisständehaus Bachs „Musikalisches Opfer“ erklang ²⁶⁾, – eine eigenartige Konstellation, die man selbst erlebt haben muß, um betroffen zu sein.

Das Erlebnis des toten Fürsten fand damals seinen Niederschlag in einem Bericht, der heute nach Jahren hier nochmals zitiert sei ²⁷⁾:

„... Zuerst ist es dunkel um uns, daß wir nicht einmal sehen, wo wir eigentlich stehen. Unser Blick gleitet noch einmal zum Ausgang: Eine kleine Öffnung im Gewölbe, ein Ausschnitt Tageslicht, in dem die Gestalt des Salvator Mundi, des Christus, sichtbar ist, der hoch über den Trümmern der Kirche steht und die ganze Weltkugel in den Händen hält. – Wir entzünden Kerzen und erkennen in ihrem Schein, daß wir in einer engen Kammer stehen. Dicht neben uns an der Wand ein mächtiger, in sich zusammengesunkener Sarg. – Wilhelm Heinrich! – Schweigend heben wir den in schwerem Eichenholz gefügten Sargdeckel auf und öffnen vorsichtig einen mit schwarzem Samt, schmalen Goldbändern und grünen Kupfernägeln beschlagenen Innendeckel aus einfachem Tannenholz. Da schimmert uns vermoderte gelbe Seide entgegen, unter der feuchte Hobelspäne hervorquellen, die wohl einst die Füllung kostbar erscheinender Kissen gebildet haben. In der Mitte des Sarges liegen über der Seide rötlich gebeizte Knochen. Das waren gefaltete Hände. Und weiter oben, auf den zerfetzten Resten eines Seidenkissens, ruht ein dunkelgewordener Kopf. Um die edel geformte Stirne schmiegt sich eine weiche, rötlich-blonde Perücke mit künstlich gedrehten Locken, Zopf und schwarzer Seidenschleife. Die Augen sind geschlossen. Der Mund erinnert an den Mann mit der Sense. –

Es ist kühl um uns her und still, so still, daß man unsern Atem hört. Durch die enge Einstiegluke im Gewölbe fällt plötzlich ein dünner Sonnenstrahl und tanzt auf der gelben Seide, tanzt so, wie er vor Zeiten schon spielte über die Wiege des hoffnungsvollen Prinzen, über das strahlende Schloß des regierenden Fürsten und endlich über den fürstlichen Sarg, der sich langsam unter dem Geläute aller Glocken der Barockresidenz in die kleine Grabkammer unter der alten Schloßkirche senkte. —

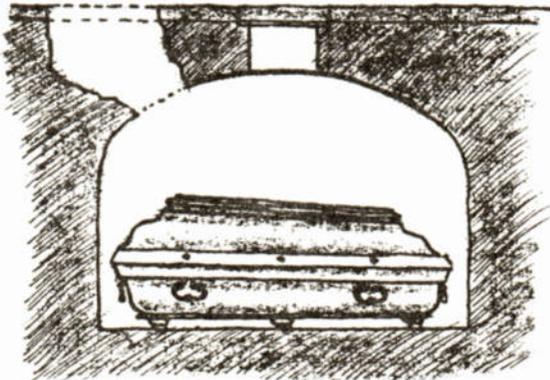
Der Sarg ist wieder geschlossen. Die Kerzen sind ausgelöscht. Ihr zarter Duft bleibt in der dunklen Gruft zurück. Wir stehen wieder — noch ganz benommen — im Licht des Tages in der Ruine der alten Kirche. Aus dem einsamen Sonnenstrahl sind nun viele geworden, die breit durch das verwitterte Maßwerk der gotischen Fenster fluten, und auf dem marmornen Sarkophag eines Grabmales, das sich inmitten der Trümmer merkwürdig ausnimmt, lassen sie goldene Schriftzeichen aufleuchten:

MAGNUS IN TERRA AEDIFICATOR / MAIOR IN ANIMIS CIVIUM . . .

An den kahlen Mauern der Kirchenruine hallen hölzerne Hammerschläge irgend eines Zimmermannes wider, über dessen Arbeit hoffnungsfroh die bunten Bänder eines Richtstraußes flattern. Unten durch die Straßen der großen Stadt strömt indessen der Verkehr des heutigen Tages, als gäbe es keine Vergangenheit, keine Vergänglichkeit, sondern nur Zukunft. —“

Dieter Heinz

Mittwoch, den 24. Juli 1968



Anmerkungen

- 1) Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken 1718–1768, Gedenkschrift zu seinem 250. Geburtstag und 200. Todestag, herausgegeben von Hans-Walter Herrmann und Hanns Klein im Auftrag des Historischen Vereins für die Saargegend. Saarbrücken 1968, Kommissionsverlag: Minerva-Verlag Thinner & Nolte.
- 2) Diese Veranstaltung fand im Kleinen Saal der Kongreßhalle am Donnerstag, den 18. 7. 1968, statt.
- 3) Im Gegensatz zu der in der übrigen Literatur bisher üblichen freieren Übersetzung „Ein großer Baumeister war er auf Erden, doch ein schöneres Denkmal setzte er sich in den Herzen der Bürger“ verwendet der Verfasser seit 1948 die vorliegende eigene Übersetzung, die sich namentlich im zweiten Teil enger an die originale Wortfolge anlehnt.
- 4) Urteil eines kirchlichen Gutachtergremiums vom 13. und 14. Juni 1957, dessen Namen hier taktvoll verschwiegen seien.
- 5) Handschreiben vom 27. November 1762 Fürst Wilhelm Heinrichs an das Saarbrücker Stadtgericht wegen Überlassung eines „Castanien und Nuß Baum wald“ am Saarbrücker Rodenhof, nach Fotokopie im Stadtplanungsamt Saarbrücken / Sachgebiet Baudenkmalpflege.
- 6) Aufnahmen des Verfassers, Negative 6 x 9 cm und Originalabzüge im Besitz des Verfassers.
- 7) Nach einer Notiz im Tagesnotizbuch des Verfassers von 1948 Anfang März 1948.
- 8) Aktenbericht des Verfassers vom 23. März 1948 im Besitz des Verfassers.
- 9) Die Originale und eine Maschinenabschrift in über 10 broschiierten Bänden im Bes. d. Verfassers, im Folgenden kurz Lohmeyerkorrespondenz genannt.
- 10) Fotografische Aufnahmen und Reste der vorbereitenden Zeichnungen im Bes. d. Verfassers.
- 11) Über diese von 1945 bis 1949 ausgeführte Modellarbeit wurde ein detailliertes Arbeitstagebuch geführt, 3 Oktavbände im Bes. d. Verfassers. Die erste Ausstellung des fertigen Modells erfolgte vom 11. bis 21. Juli 1949 im Saarbrücker Kreisständehaus. Von 1952 bis 1956 stand das Modell im Saarland-Museum. Danach beim Verfasser.
- 12) Manuskript der Einführungsvorträge zur ersten Ausstellung des neuen Modells der Ludwigskirche (s. Anm. 11), i. Bes. d. Verf.
- 13) s. Lohmeyerkorrespondenz, aus späterer Zeit auch Lohmeyers Vorwort zu Heinz „Ludwigskirche zu Saarbrücken“, Minerva-Verlag Saarbrücken 1956 (nicht 1957, wie irrtümlich verschiedentlich in Literaturangaben vermerkt).
- 14) s. Lohmeyerkorrespondenz 1948.
- 15) Aufzeichnungen der einzelnen Termine im Tagesnotizkalender 1948 des Verfassers, Angabe der die Wiederherstellung und Untersuchung der Gruft betreffenden Ortstermine in Aktennotizen d. Verf. vom 23. 3., 14. 5. und 3. 11. 1948, die auch zu den Akten der Ev. Kirchengemeinde Alt-Saarbrücken gegeben wurden.
- 16) Jugendgruppe Bezirk Pfarrer Eduard Heinz am 30. August 1948, vorbereitende Skizzen und fotografische Aufnahme der Teilnehmer (6 x 9 cm) i. Bes. d. Verf.
- 17) Aktennotiz des Verfassers vom 3. 11. 1948 (s. Anm. 15) .
- 18) Dr. med. Justus Wehr, Saarbrücken 1.
- 19) Schneidermeister Born, Saarbrücken 1, damals CVJM Alt-Saarbrücken.
- 20) Schreiner Wilhelm Müller, Saarbrücken 1, damals CVJM Alt-Saarbrücken.
- 21) s. Anm. 6), 8) und 15).
- 22) s. Lohmeyerkorrespondenz 1948.
- 23) Reproduktion 13 x 18 cm, schwarzweiß, des Portraits, das Hans-Walter Herrmann in seiner biographischen Skizze Wilhelm Heinrichs in der Festschrift des Historischen Vereins (s. Anm. 1) als Tafel 3 abbildet. Das von Lohmeyer überreichte Foto zeigte jedoch den Zustand des Gemäldes vor der später erfolgten Restaurierung.
- 24) Hans-Walter Herrmann ist (a.a.O. Seite 16) der Meinung, daß gerade dieses Gemälde „wohl kaum nach der Natur“ gemalt sei, sondern vielmehr unter Heranziehung eines anderen größeren Bildes entstanden sei. Dies erscheint mir nicht recht verständlich, da ich mich erinnere, daß Karl Lohmeyer gerade dieses Bild für eine unmittelbar nach der Natur gemalte Darstellung hielt, für ein ganz persönlich abgefaßtes und ungeschminktes Portrait, das darin gerade im Gegensatz zu dem quasi offiziellen großformatigen Gemälde stehe, welches Herrmann nun aber für das Vorbild hält. Ein Vergleich der beiden Originale spricht eindeutig für die Lohmeyersche Darstellung.
- 25) Nach Tagesnotizbuch des Verf. Samstag, den 2. Oktober 1948, 18 Uhr.
- 26) Karl Rahner, Kirchenmusikdirektor und Kantor der Ev. Kirchengemeinde Alt-Saarbrücken, probte mit seinem Kammermusikkreis für die am folgenden Abend im großen Saal des Kreisständehauses stattfindende Aufführung.
- 27) Dieser Bericht des Verfassers erschien in einer ersten Fassung in der Tagespresse: „Offene Grabkammer in der Schloßkirche“, in „Das Saarland“, Dienstag, den 27. 4. 1948; ferner in abgewandelter Fassung „Aus der Grabkammer Wilhelm Heinrichs“, in „Die Neue Saar“, Freitag, den 7. 1. 1949. Die endgültige Fassung entstand für die Festschrift zum 75. Geburtstag Karl Lohmeyers, West-Ost-Verlag Saarbrücken, 1953, woher im Vorliegenden zitiert wird.

„... Schattenreiche Gruft, finstere Behältniß des erblaßten Leichnams unßeres liebenswürdigen Fürsten. Wer kann bey Deinem Anblick unbeweglich bleiben? Wer kann sich enthalten, die Empfindung seiner Seele durch Thränen und Seufzer zu offenbahnen? ...“

(aus der „Trauerrede auf den Tod des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken“ vom 28. August 1768)

Abbildungen

Im Text:

Fürst Wilhelm Heinrich in seiner Gruft unter der Saarbrücker Schloßkirche, Zeichnung: Dieter Heinz 1948.

Grundriß und Aufriß 1 : 50 der Gruft Wilhelm Heinrichs, Aufnahme von Dieter Heinz 1948.

Im Bildteil:

Sarg und Gruft Fürst Wilhelm Heinrichs unter der Saarbrücker Schloßkirche, vorgefundener Zustand 1948, Foto: Dieter Heinz, 30. 8. 1948.

Fürst Wilhelm Heinrich zu Lebzeiten, Ausschnitt aus dem unter Anmerkung 24 besprochenen Portrait.

Fürst Wilhelm Heinrich im Tode, Zustand 1948, Foto: Dieter Heinz, 30. 8. 1948.

Ausblick aus der Gruft Wilhelm Heinrichs auf die Statue des SALVATOR MUNDI, Foto: Dieter Heinz, 25. 9. 1948.

Das Zitat aus der Trauerrede wurde der von Hans-Walter Herrmann besorgten und kommentierten Druckfassung entnommen, die sich in dem Wilhelm Heinrich gewidmeten Heft der Monatsschrift SAARHEIMAT 7/1968 befindet.







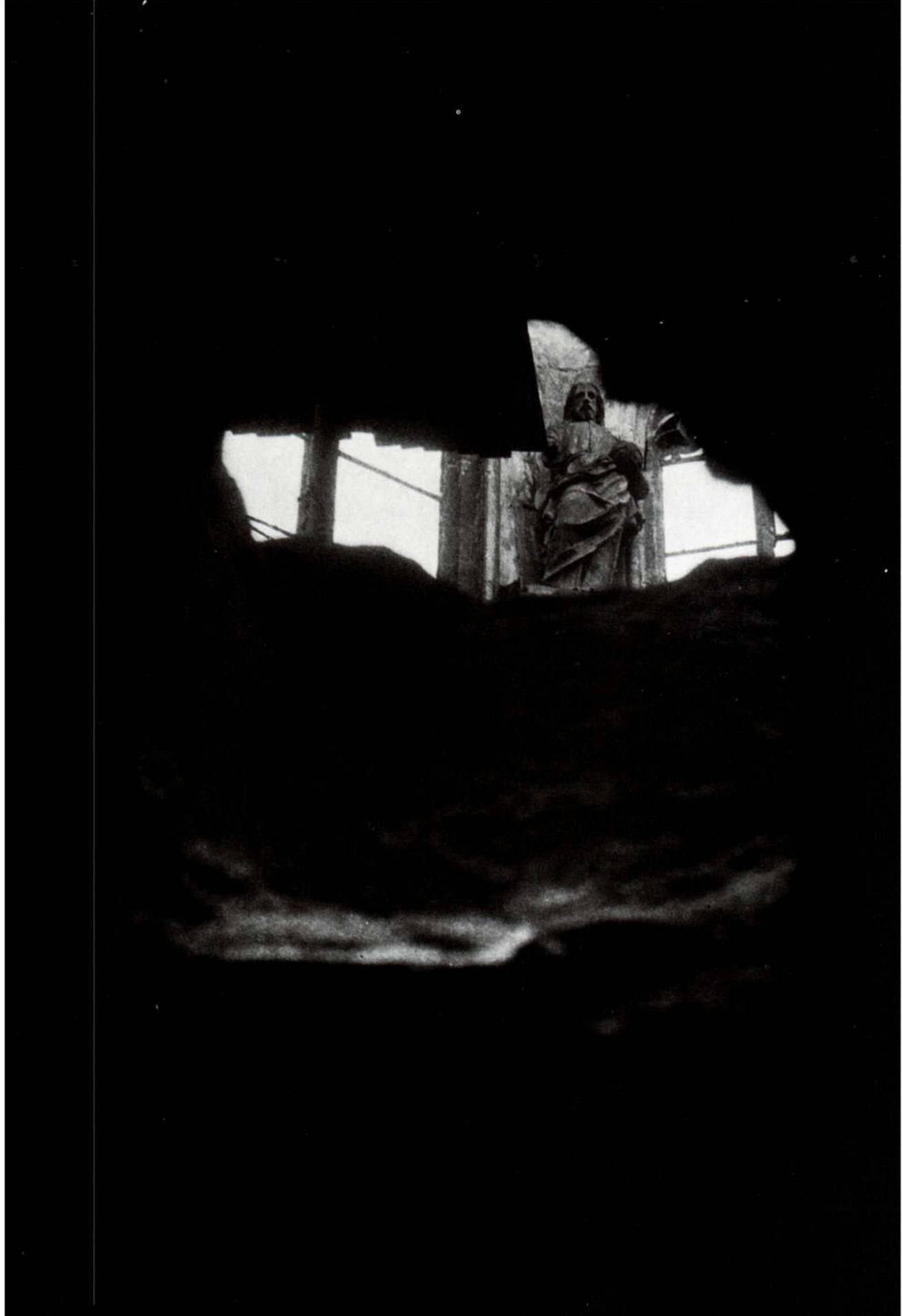




Abb. 5 J. A. Koehl: Quodlibet, Aquarell, Saarland-Museum



Abb. 6
J. B. Oudry: Taburet de Laque, 1742



Abb. 7 Jacopo di Barbari: Stilleben, 1504, Alte Pinakothek München

Abb. 8
A. Fort-Bras: Staffeiei-Trompe-l'oil, 1686



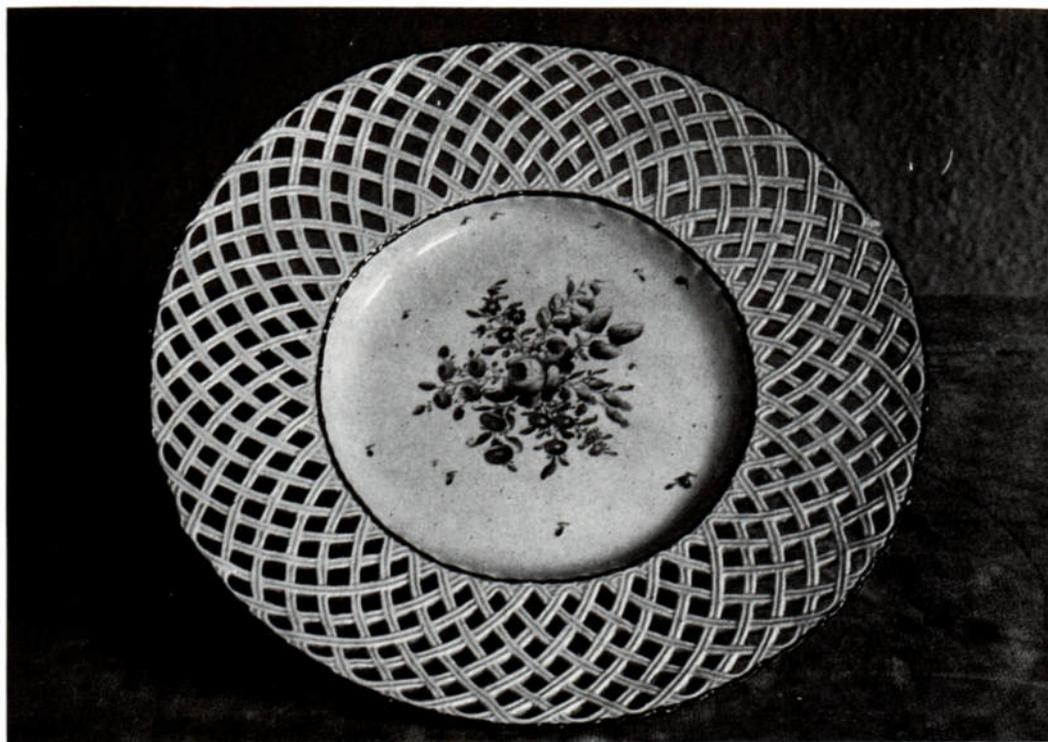
Abb. 9 Nicolas de Wit: Buchblätter, 1740, Kunst-Museum Göteborg





Abb. 10 Trompe-l'oil-Teller, 1767, Saarland-Museum

Abb. 11 Porzellan-Teller, um 1785, Saarland-Museum



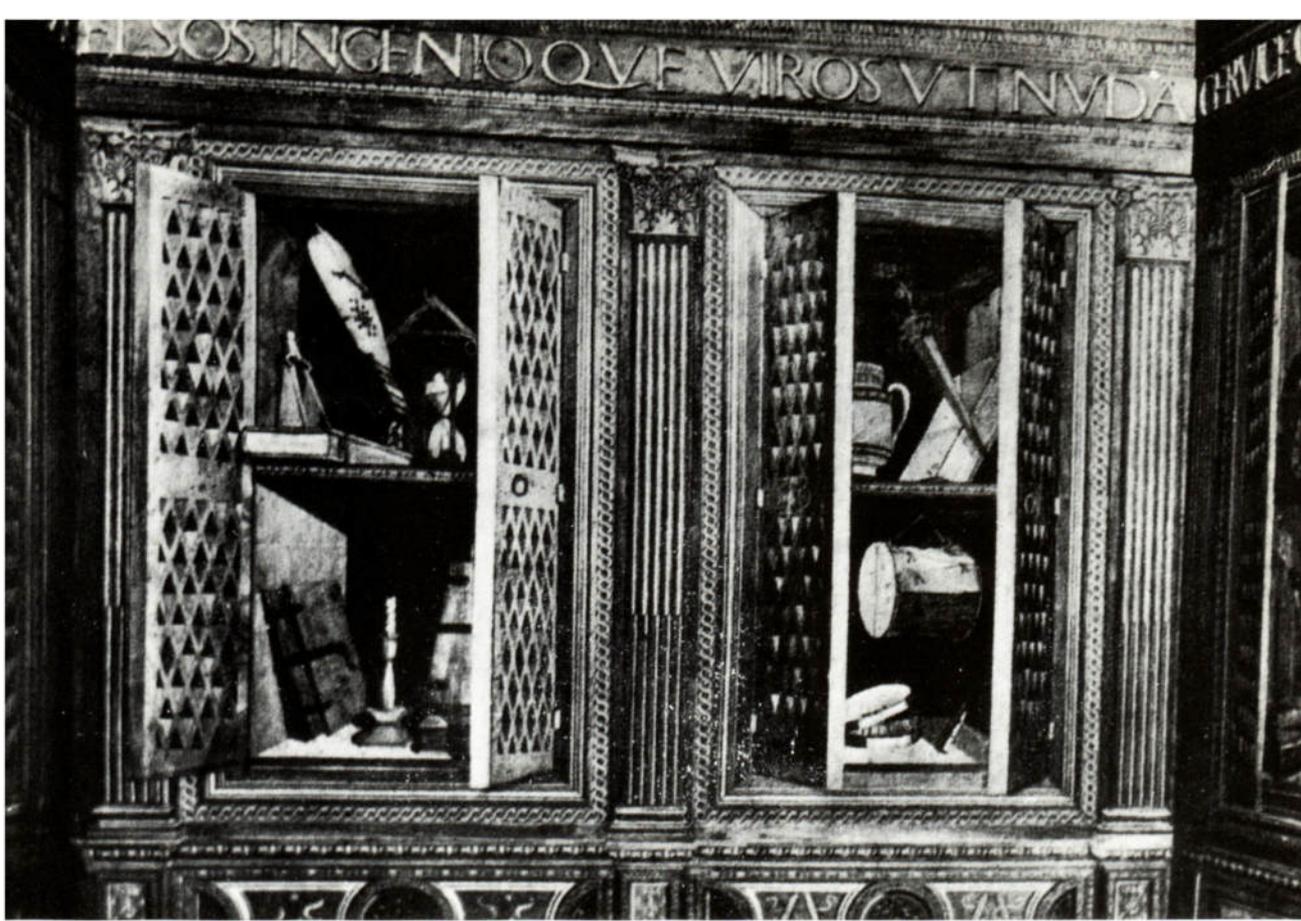


Abb. 13 Gubbio, Herzoglicher Palast, Arbeitsraum, um 1479 – 82



Abb. 12
München, Residenz, Flügel an der Residenzstraße, um 1612

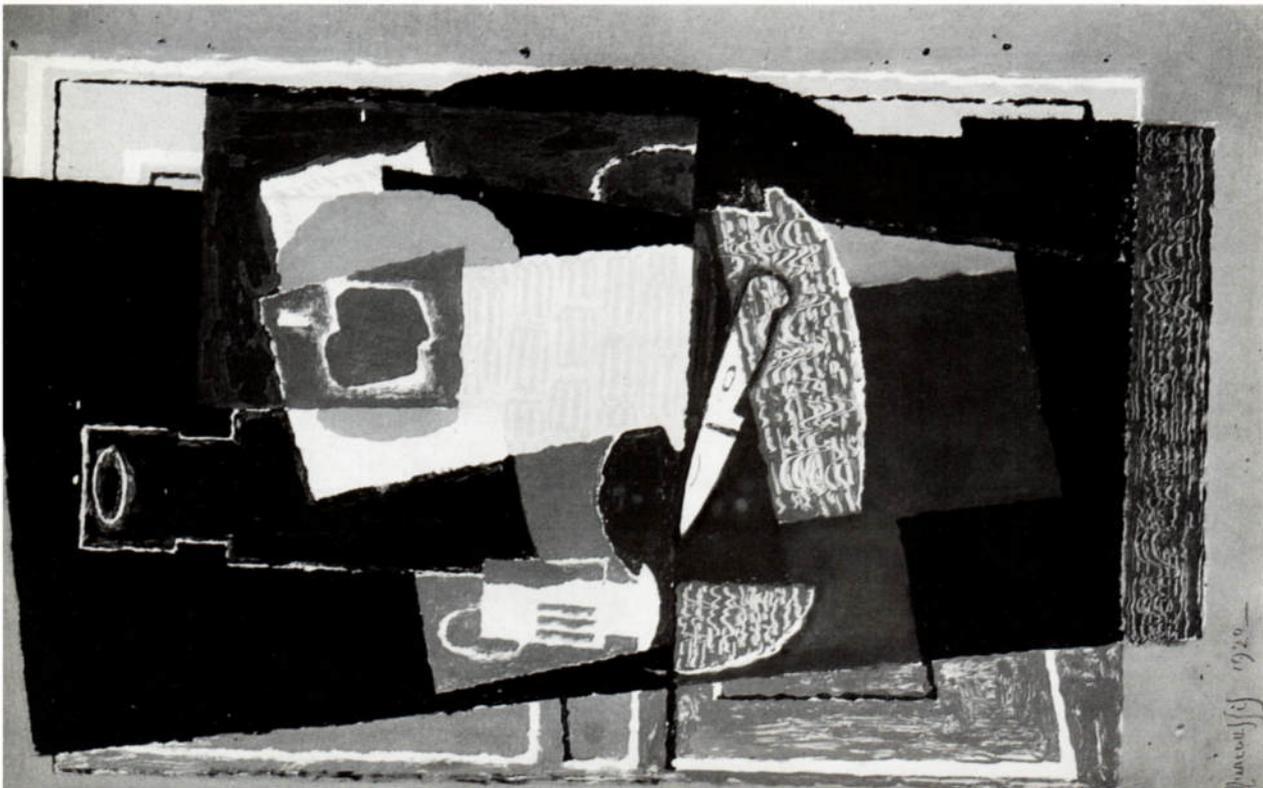


Abb. 14
 Louis Marcoussis:
 Stilleben,
 1920,
 Saarland-Museum

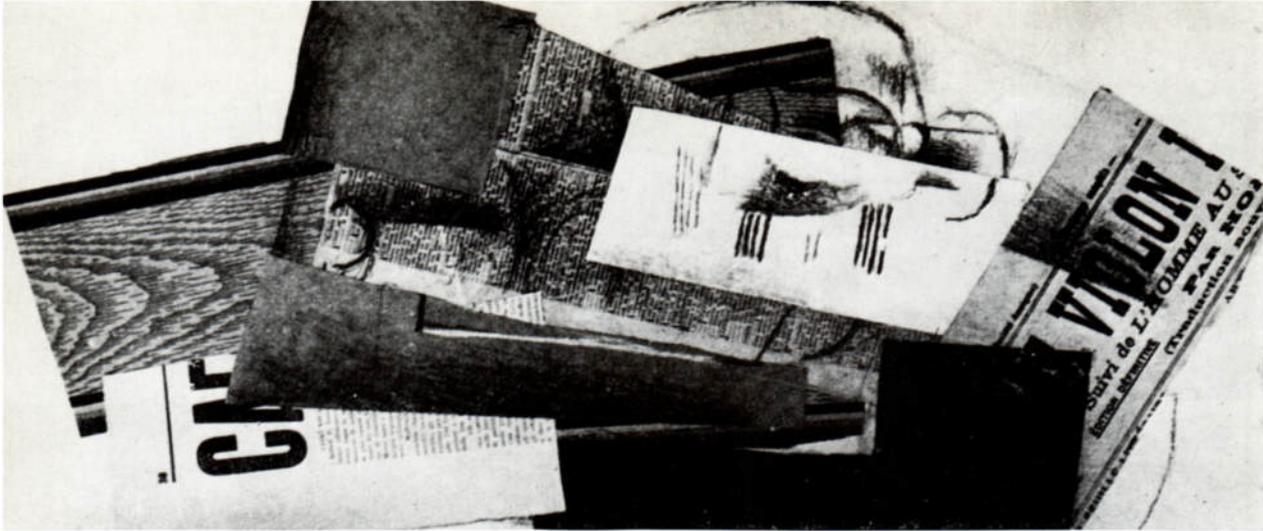


Abb. 15
 Georges Braque:
 Glas, Karaffe und Zeitung,
 1913

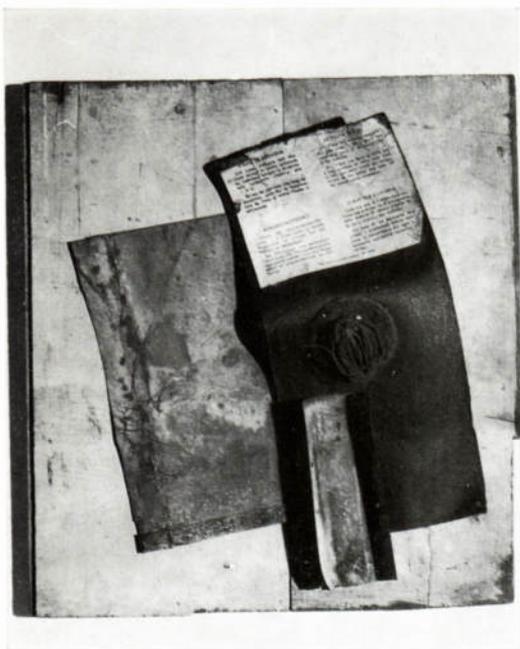


Abb. 16
Alejandro Otero:
„Bonjour M. Braque“, 1961

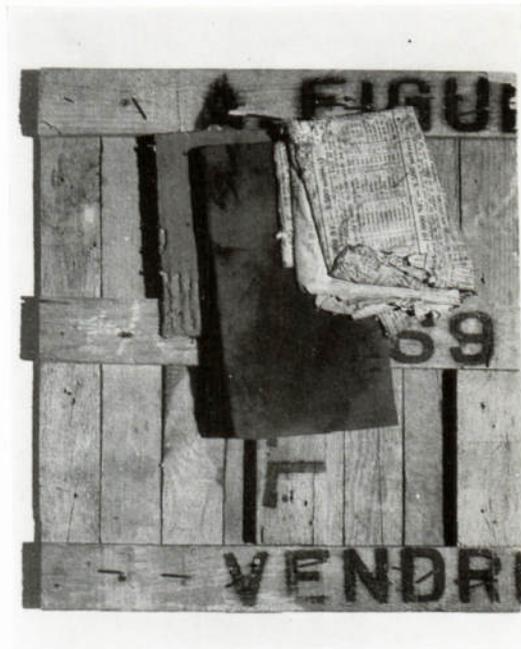
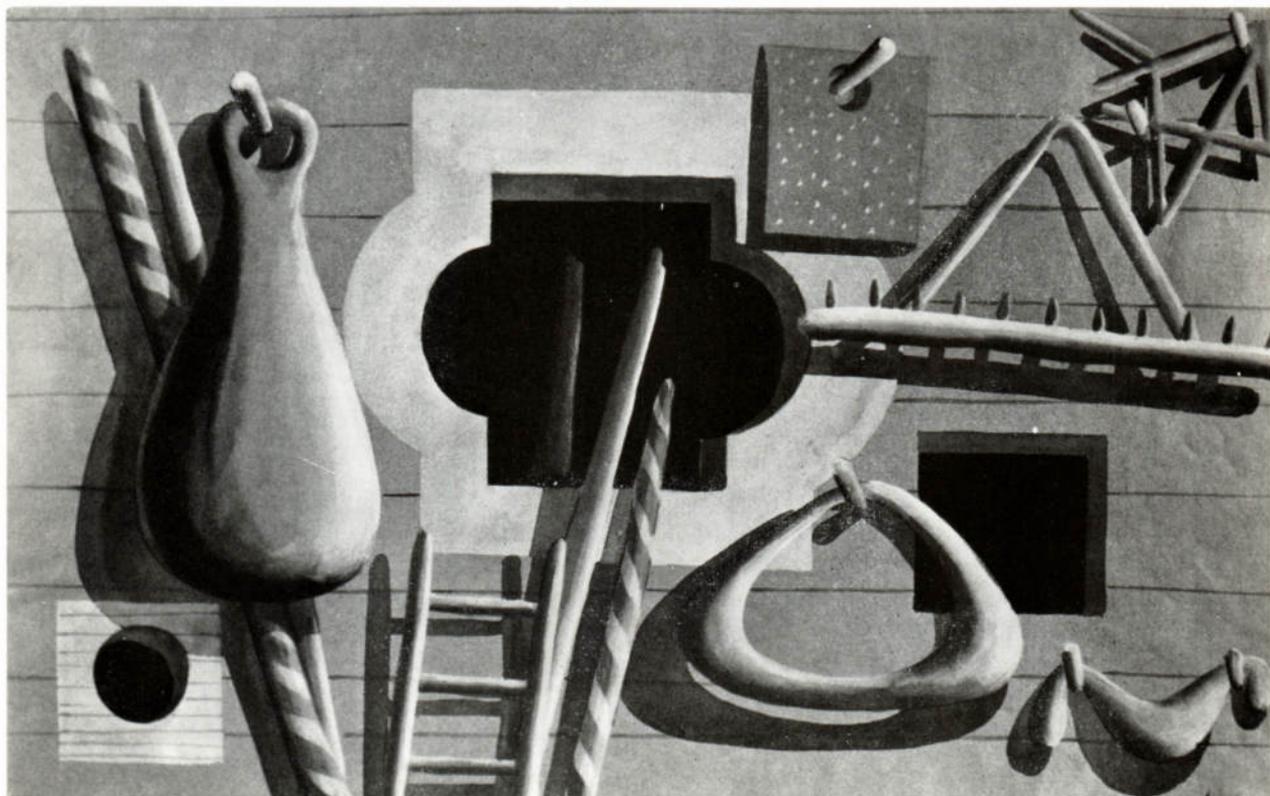


Abb. 17
Alejandro Otero:
„A Figueras-Vendrelle“, 1961

Abb. 18 Herbert Bayer: Mauerbild, 1936, Saarland-Museum



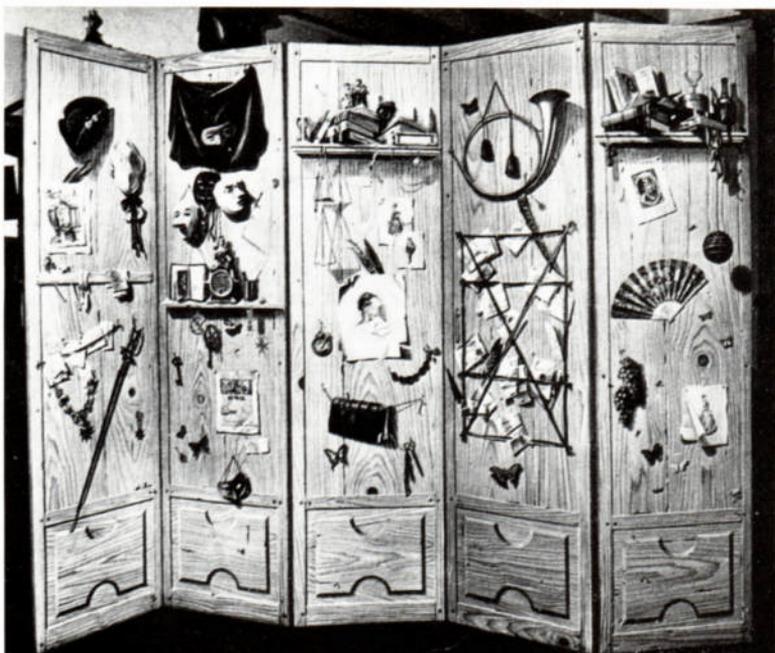


Abb. 19 Albert Cuvillier: Wandschrank, 1948

Abb. 20 Gregorio Sciltian: „Blätter der Geschichte“, 1950





Abb. 21 Carl Büch: Gersweiler Landschaft (Ausschnitt)



Abb. 22 Schloß Karlsbrunn i. Warndt

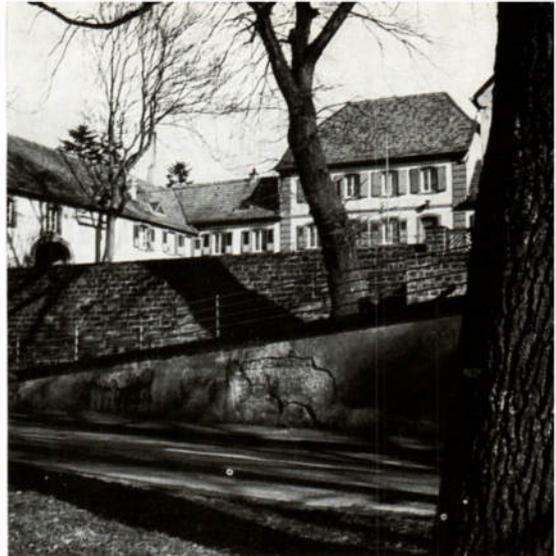


Abb. 23 Karlsbrunn, Hofseite



Abb. 24 Karlsbrunn, Innentreppe

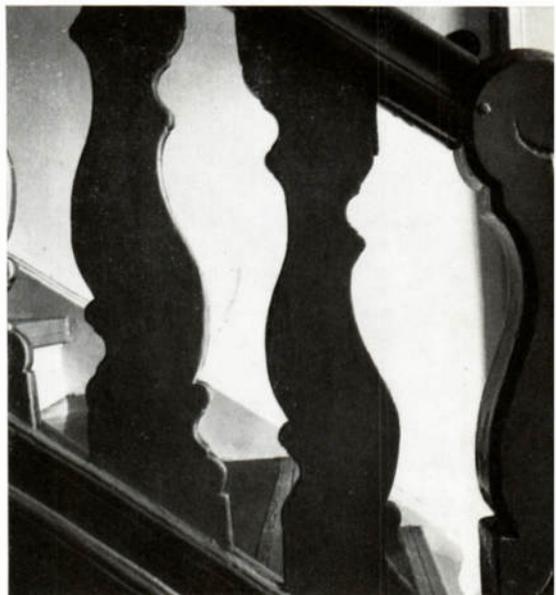


Abb. 25 Karlsbrunn, Treppendetail

Abb. 26 Karlsbrunn, Hofeinfahrt



Abb. 27 Karlsbrunn, Innenhof

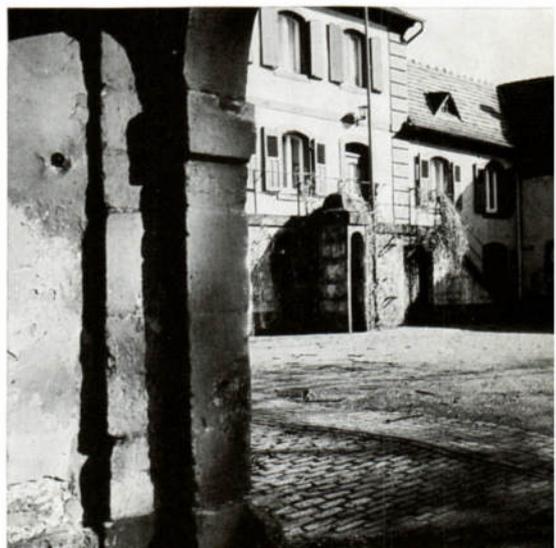




Abb. 28 Ehem. Jagdschloß Karlsbrunn i. Warndt, heute Oberförsterei

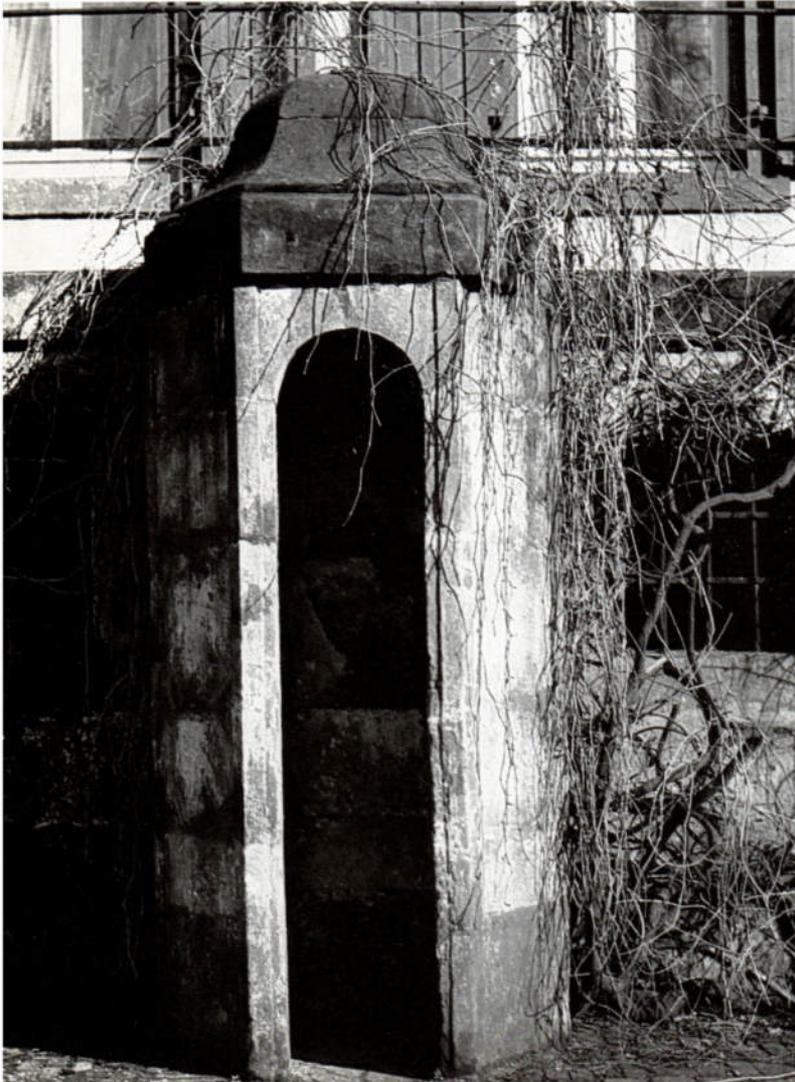


Abb. 29
Karlsbrunn,
Schilderhaus im Hof



Gruss aus Jägersfreude. St. Johannerstrasse.

Abb. 31 Saarbrücken-Jägersfreude mit den verlassenen Werkshallen vor dem ersten Weltkrieg. Alte Jägersfreuder erinnern sich, in dem kleinen Haus im Vordergrund links zur Schule gegangen zu sein. Damals bestand der Bahnhof noch nicht; man überquerte die Eisenbahnlinie durch die Unterführung.

(Reproduktion einer Postkarte im Besitz von Herrn L. Kleber, Dudweiler-Jägersfreude)

